

**ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale**
Centre for Cultural and General Studies

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft

12

**Vernetztes Leben.
Soziale und
digitale Strukturen**

Caroline Y. Robertson-von Trotha
(Hrsg.)

Natascha Adamowsky

Sybille Brüggemann

Mo Edoga

Johann Günther

Ronald Hitzler

Stefan Hradil

Eva Marion Kleber

Rudolf Maresch

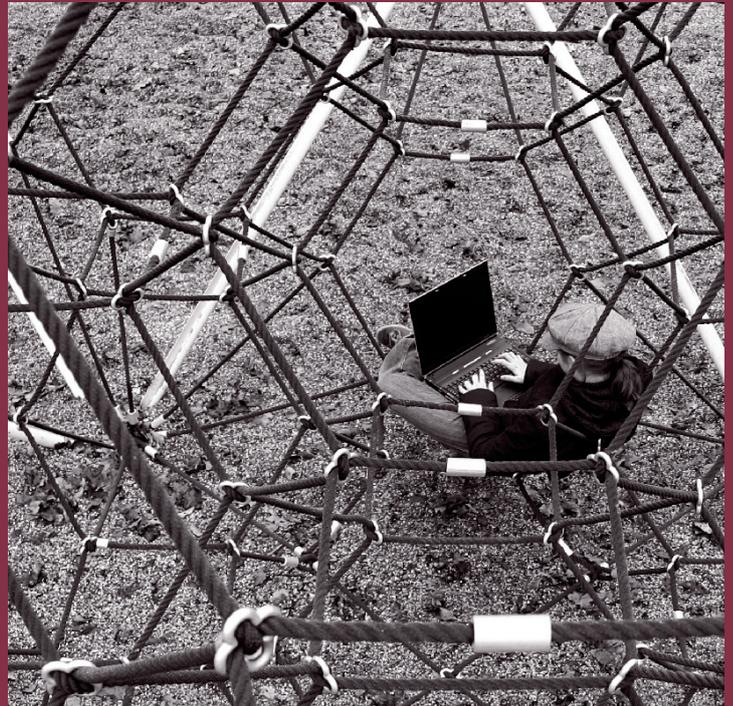
Caroline Y. Robertson-von Trotha

Bernhard Schäfers

Frank Schulz-Nieswandt

Laszlo A. Vaskovics

Peter Weibel



universitätsverlag karlsruhe

Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen

Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen

Heft 12

ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale

Centre for Cultural and General Studies

Universität Karlsruhe (TH)

Herausgeberin der Reihe:

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Copyright:

Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale

Universität Karlsruhe (TH)

76128 Karlsruhe

Bezug früherer Hefte:

über obige Adresse

Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen

Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Christine Mielke

Natascha Adamowsky
Sybille Brüggemann
Mo Edoga
Johann Günther
Ronald Hitzler
Stefan Hradil
Eva Marion Kleber
Rudolf Maresch
Caroline Y. Robertson-von Trotha
Bernhard Schäfers
Frank Schulz-Nieswandt
Laszlo A. Vaskovics
Peter Weibel



Herausgeberin Heft 12: Caroline Y. Robertson-von Trotha

Redaktion: Christine Mielke, Jana Lange, Jasmin Halt

Umschlagfoto: Jan-Hendrik Spieth und Jana Lange

Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe
c/o Universitätsbibliothek
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2006
Print on Demand

ISSN 1860-4250
ISBN 3-86644-019-7

Inhaltsverzeichnis

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft
Vorwort zur Heftreihe 9

Caroline Y. Robertson-von Trotha
Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen
Vorwort 13

Wie werden wir leben?

Natascha Adamowsky
Der letzte Schrei im Jahr 2010 –
von Spinnern und vom Spinnen,
oder wie die Mode des Netzes zur
vernetzten Mode wird 21

Johann Günther
Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist? 37

Peter Weibel
Individuum und Gemeinschaft.
Das Unteilbare und das Gemeinsame 55

Mo Edoga
Die Unendlichkeit als plastisches Ereignis 65

Soziale Gegenwart zwischen Vernetzung und Isolierung?

Stefan Hradil
Werden wir alle 'Singles'? 77



<i>Ronald Hitzler</i> Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko? Diagnose einer Einstellung	87
 Neue Lebensformen – neue soziale Systeme?	
<i>Eva Marion Kleber</i> Lebensraum und Sinnfindung	99
 <i>Bernhard Schäfers</i> Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel. Historische und soziale Voraussetzungen des Neuen Wohnens	107
 <i>Frank Schulz-Nieswandt</i> Der 'vernetzte Egoist'. Überlegungen zur anthropologischen Basis der Sozialpolitik im sozialen Wandel	125
 <i>Laszlo A. Vaskovics</i> Neue familiäre Lebensformen – neue soziale Systeme?	141
 ICH-AG und e-Community: In welcher Gesellschaft leben wir?	
<i>Caroline Y. Robertson-von Trotha</i> The challenge of e-Inclusion. Advantages and risks of a global medium	165

<i>Sybille Brüggemann</i> Frauen im Internet	183
<i>Rudolf Maresch</i> Kontrollierte Freiheit. Individualitätszumutungen in der vernetzten Weltgesellschaft	191
Die Autorinnen und Autoren	211

Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft

Vorwort zur Heftreihe

Die 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' sind ein etwas anderes Periodikum – anders im Sinne einer Konzeption, die verschiedene Öffentlichkeiten ansprechen möchte, wissenschaftliche wie allgemein interessierte. 'Public understanding of Science' wird dieser Anspruch genannt, der sich aus dem Wunsch nach einer Vermittlung zwischen den traditionell oft unverbundenen Sphären der akademischen Forschung und den Diskursen und Kommunikationsformen der außeruniversitären Gesellschaft entwickelte.

Das Konzept dieser 'Öffentlichen Wissenschaft' wird von der Vorstellung getragen, dass auch interessierte Laien und nicht nur ein Fachpublikum an akademischer Forschung partizipieren können sollten und dass die gesellschaftliche Relevanz von Forschungsinhalten und -ergebnissen nachvollziehbar aufbereitet sowie kritisch zur Diskussion gestellt wird.

Konkret umgesetzt wird dieser Anspruch zunächst durch aktuelle Fragestellungen oder übergreifende Themenzusammenhänge, die durch eine facettenreiche Darstellung auf wissenschaftlicher, alltagspraktischer und – als wichtiger Bestandteil – auch künstlerisch-ästhetischer Ebene neue Zugangsmöglichkeiten erfahren. Mit diesem Konzept führt das Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale (ZAK) der Universität Karlsruhe (TH) seit über einem Jahrzehnt erfolgreich Veranstaltungen an verschiedenen inner- wie außeruniversitären Orten durch; besonders die alljährlichen 'Karlsruher Gespräche' – mit initiiert von Professor Hermann Glaser, dem das ZAK sehr viel an kreativen Ideen verdankt – sind eines der dauerhaften Verbindungsglieder von Universität und Öffentlichkeit. Die vorliegende Heftreihe hat



daher auch die Aufgabe diese 'Live-Erlebnisse' zu dokumentieren und komplettieren. Aus diesem Grund wurden die 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' 1996 ins Leben gerufen und stellen als Heftreihe ein breites Themenspektrum im Kontext kultureller Fragestellungen in Theorie und Praxis vor. In diesem Rahmen werden über die Dokumentation der 'Karlsruher Gespräche' hinaus auch weitere Veranstaltungsergebnisse und Themen des ZAK aufgegriffen und – der bewährten Methodik der Heftreihe verpflichtet – publiziert.

Beginnend mit Hermann Glaser haben wir zum einen diese besondere Form der Veranstaltungen und zum anderen, darauf aufbauend, diese Art der Publikationsweise entwickelt. Hierbei geht es uns um drei Zielsetzungen:

- Mit unserem Bemühen um eine öffentliche Wissenschaft wollen wir über komplexe Zusammenhänge informieren und die Öffentlichkeit für wissenschaftliche Fragestellungen gewinnen. Wir wollen zum Verständnis beitragen aber auch zum Dialog zwischen Universität und Gesellschaft.
- Durch die interdisziplinäre, meist auch interkulturelle Zusammensetzung der Autorinnen und Autoren unserer Publikationen hoffen wir neue Perspektiven innerhalb der Wissenschaften anzustoßen.
- Mit der Einbeziehung von Expertinnen und Experten aus der Praxis wollen wir den Austausch zwischen Theorie und Praxis verstärken.

Dadurch wird auch ein weiterer Anspruch umgesetzt, den sich das ZAK seit seiner Gründung 1989 als Arbeitsstelle, später als 'Institut für Angewandte Kulturwissenschaft' als Auftrag gestellt hat: ein konstruktiv und produktiv gewendeter Umgang mit dem – wie noch 1996 kritisiert wurde – "Zauber der Unschärfe" (Die ZEIT, Nr. 48), der der jungen Disziplin anhaftet. Denn was unter Kulturwissenschaft genau zu verstehen ist, wie sie sich gegenüber

Vorwort zur Heftreihe

anderen Disziplinen abgrenzt, was ihre ureigensten Inhalte und Aufgaben sind, wird am ZAK als fortdauernde Motivation und Chance begriffen. Mit der Methode eines interdisziplinären, sich nicht in Fachgrenzen pressenden Forschens und Lehrens, eines Arbeitens, das in aller erster Linie problemorientiert ist, werden theoretische Ansätze wie praktische Anwendungen verschiedenster Wissenschaftsdisziplinen und Gesellschaftsbereiche mit einbezogen. In Verbindung mit dem bis heute entwickelten kulturwissenschaftlichen Handwerkszeug entsteht eine Angewandte Kulturwissenschaft mit Raum für neue Erkenntnisse und Lösungen. Kulturwissenschaft als ein Ganzes, das in der Summe seiner Teile – Perspektiven, Ansichten, Traditionen – fruchtbar wird und Erkenntnisfortschritte birgt. Dafür soll die vorliegende Heftreihe 'Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft' Zeugnis und Quelle sein.

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen

Vorwort

Gibt es im 21. Jahrhundert eine neue Lebensweise, das 'vernetzte Leben'? Und gibt es einen prognostizierten neuen Menschentyp: den 'vernetzten Egoisten'? Danach fragten die 8. Karlsruher Gespräche des Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale, die diesmal an einem ganz besonderen Ort stattfanden: bei der Firma web.de, die Mitveranstalter war. Für das Thema Vernetzung, das so dominant in unserer gesellschaftlichen Realität geworden ist, gibt es kaum einen passenderen Ort, als den Sitz eines der renommiertesten Online-Dienstleister Deutschlands – web.de. Denn bei den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte spielen die wissenschaftlichen Errungenschaften und technischen Realitäten der Entwicklung von Hardware und Software, insbesondere die dadurch ermöglichten neuen Kommunikationsstrukturen des Internets eine ganz herausragende Rolle.

Im Prozess der Globalisierung haben diese technologischen Entwicklungen einerseits bisher unbekannte, aber äußerst gravierende Probleme geschaffen und etwa im Hinblick auf die Frage der Steuerungsmöglichkeiten und des Zugriffs ungeahnte erschreckende Möglichkeiten eröffnet. Die Gefahren des offenen Netzes in Form der Vernetzung von Kommunikation und Organisation machen sich bemerkbar in Wirtschaftskriminalität, Menschenhandel und Terrorismus. Die anfänglich als demokratische Selbststeuerung gefeierte Öffnung und Nutzung des Netzes ist damit in die öffentliche Kritik und in den Fokus der staatlichen Beobachtung geraten. Denn die Demokratie des Netzes hat sich inzwischen in einigen Teilen gegen sich selbst verkehrt. So kann die Fähigkeit zur Nutzung des Internets als ambivalent gesehen



werden. Großartige, zukunftsweisende Chancen bieten zwar die früher nicht gegebene Abrufbarkeit von international verfügbaren Erkenntnissen, Wissensbeständen, Meinungen und virtuell gegebenen Möglichkeiten des zeitlich, örtlich und regime-unabhängigen Austausches. Festgehalten werden muss auch, dass durch die Nutzung des Internets technische Kompetenzen ausgebildet werden, die sich bereits auf den sozialen Bereich übertragen haben – zum Beispiel im 'Networking'. Vernetzungen bilden, Kontakte halten durch die vielfältigen Optionen der E-Mail-Kommunikation ist eine Art von 'soft skill', die mittlerweile in allen gesellschaftlichen Bereichen als nutzenbringende und wichtige Fähigkeit angesehen wird und die sich aus dem technischen Diskurs gelöst und etwa in den Managementbereich eingegangen ist.

Viele neuen Unternehmen, so auch web.de, haben diese Chancen genutzt und die technischen Kommunikationsformen enorm weiterentwickelt; so ist die Prä-Internetzeit ohne E-Mail und Online-Dienste für viele schon gar nicht mehr vorstellbar.

Doch nicht nur das Karlsruher Unternehmen, sondern auch die Stadt und die Universität Karlsruhe sind in weiteren Gebieten führend, was technologische Vernetzung betrifft: als 'Internethauptstadt 2003' und mit einer Fakultät für Informatik, die in Rankings immer wieder den ersten Platz in der Bundesrepublik einnimmt, mit dem international renommierten Zentrum für Kunst und Medientechnologie unter der Leitung von Professor Peter Weibel, mit einer Vielzahl von Kulturinstitutionen, die in der Lage sind, die heute immer schwierigere Balance zwischen tradiertem Kulturerbe auf hohem Niveau einerseits und Innovation und Veränderungsbereitschaft andererseits miteinander zu vereinen: Toleranz und dennoch nicht Beliebigkeit, kein ahistorisches 'anything goes', sondern Dialog und Austausch und wenn es notwendig ist, klare Grenzsetzungen.

Vorwort

Mit dieser Publikation liegen die Beiträge der Karlsruher Gespräche vor, die den Titel 'Ich! Ich! Der vernetzte Egoist' trugen. Viele, die die Veranstaltungen besucht haben, werden sich nun vielleicht über den modifizierten Titel wundern. Dazu muss erklärt werden, dass der markante Begriff von Professor Johann Günther und seiner gleichnamigen Studie geliehen war. Für die Publikation wurde also ein neuer Titel gewählt, der sowohl diesen Schwerpunkt der Tagung – das zeitgenössische Phänomen der Auflösung von Sozialverbänden und die Teilhabe an virtuellen Gemeinschaften – beinhaltet als auch den breit diskutierten Aspekt der Umbrüche im technischen wie sozialen Bereich durch Vernetzungseffekte. Auch ästhetisch werden wir dem Anspruch der Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft gerecht und haben den Beitrag des Mediziners und Künstlers Mo Edoga in seiner handschriftlichen Form in diesen Band gekürzt aufgenommen, da Inhalt und Form eine spannende kreative Symbiose eingehen.

'Vernetztes Leben' stellt die Frage: Wie wird sich unsere Gesellschaft durch diese neuen Kommunikationsstrukturen wandeln?

Ausgangspunkt ist dabei die Überlegung, welche Rolle der 'vernetzte Egoist' in einem vernetzten Leben – wenn es das denn so gibt – in unserer Zeit des rasanten Wandels und der immer kürzeren Veränderungszeiträume spielen wird. Ist er als Phänotyp ein Schreckgespenst, der dem Gemeinschaftssinn und der kollektiven Verantwortung für das Gemeinwohl den Garaus macht? Ist er nützlich oder, wie viele – historisch und gegenwärtig – behaupten, notwendig, um die Gesellschaft voranzubringen? Dabei denke ich nicht an die im gegenwartspolitischen Kontext häufig zitierte Metapher der ruhigen Hand, sondern an die bereits von Adam Smith im 18. Jahrhundert konstatierte unsichtbare Hand, wonach sich sinngemäß aus der Summe der einzelnen egoistisch motivierten Handlung ein erheblicher und unverzichtbarer Mehrwert ergibt. Oder – auch das müssen wir uns fragen



– ist Vernetzung in der Gegenwart möglicherweise vor allem eine mediale Inszenierung und Überhöhung? Es gehört nämlich zu den Seltsamkeiten unserer Mediengesellschaft, wie Helmut Klages es einmal eindrucksvoll beschrieben hat, "dass im Stakkato der alltäglichen Aufregungen selbst große Umwälzungen lange Zeit unbemerkt bleiben können."

Im ersten Teil des vorliegenden Bandes wird deshalb die Zukunft des vernetzten Lebens in den Blick genommen: Natascha Adamowsky, Johann Günther, Peter Weibel und Mo Edogo beschäftigen sich in ihren Beiträgen auf ganz unterschiedliche Weise mit den digitalen, sozialen und ästhetischen Folgen der Vernetzung für die Zukunft.

Stefan Hradil und Ronald Hitzler beleuchten die sozialwissenschaftliche Problematik und vor allem die Kehrseite der Vernetzung und der Fortschrittseuphorie: den Jugendwahn und die Veränderung sozialer Lebensformen.

Der Begriff 'Egoist' bezieht sich aber nicht nur auf Personen, sondern selbstverständlich auch auf kollektive Akteure und Institutionen. Das kann, negativ betrachtet, Hemmnisse und Blockaden oder auch Beherrschung, positiv bewertet, Ideenwettbewerb und Innovation bedeuten. Entsprechend der Maxime, dass das Ganze mehr ist, als die Summe seiner Teile, kann Vernetzung und ein entsprechendes Problembewusstsein auch zu neuen Formen der Zusammenarbeit beitragen, die im dritten Teil des Bandes unter dem Titel 'Neue Lebensformen – neue soziale Systeme?' von Eva Marion Kleber, Bernhard Schäfers, Frank Schulz-Nieswandt und Laszlo A. Vaskovics diskutiert werden.

Im letzten Teil des Bandes findet dann nochmals eine generelle Bestandsaufnahme der gesellschaftlichen Relevanz des Internets statt. Caroline Y. Robertson-von Trotha, Sybille Brüggemann und Rudolf Maresch behandeln Fragen der Gerechtigkeit von Zugangsmöglichkeiten, von geschlechterspezifischer Nutzung und

Vorwort

der prinzipiellen Veränderung von Identität durch ein 'kollektives' entpersonalisierendes Medium.

Die Karlsruher Gespräche des Jahres 2005 und dieser Band – der mit seiner Thematik auch einen Beitrag zum Jahr der Informatik 2006 leistet – sind ebenfalls ein hervorragendes Beispiel für 'vernetztes Leben'. Ohne die Mitwirkung der Kulturinstitutionen und ohne unsere Sponsoren hätten sie nicht stattfinden können. Ganz besonders bedanke ich mich bei unserem langjährigen Sponsor, der L-Bank, und den diesmal ganz besonders zahlreichen Mitveranstaltern: dem Badischen Staatstheater und dem Badischen Landesmuseum, die beide von Anfang an eine wertvolle Unterstützung darstellten, dem ZKM | Zentrum für Kunst und Medientechnologie und der Staatlichen Hochschule für Musik.

Mein ganz herzlicher Dank gilt wie immer unserem bewährten Lektoratsteam Christine Mielke, Jasmin Halt und Jana Lange.

Karlsruhe, im April 2006

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Wie werden wir leben?

Der letzte Schrei im Jahr 2010 – von Spinnern und vom Spinnen, oder wie die Mode des Netzes zur vernetzten Mode wird

Natascha Adamowsky

Kleine Vorrede zum heiklen Feld der Zukunftsprognose

Was erwartet uns im Jahr 2010? Eine kulturwissenschaftliche Antwort auf diese Frage strebt nicht an, den Beweis zu führen, wie das Leben 2010 aussehen wird, sondern was sie anbieten kann, ist ein mögliches Bild des vernetzten Egoisten im Jahr 2010.

Man kann angesichts der sehr berechtigten Frage, was die Zukunft wohl bringen wird, nicht genug betonen, dass es ein Irrtum ist zu glauben, kommende Entwicklungen seien heute bereits festgelegt wie das Ergebnis einer mathematischen Gleichung. Genau dieser Eindruck aber wird weithin gepflegt, sei es in technischen Forschungspapieren oder auf den Wirtschafts- und Wissenschaftsseiten der Zeitungen und Magazine, in denen wir immer wieder aufgefordert werden, uns auf diese oder jene Zukunftsentwicklung einzustellen, in denen es heißt, dass dieses oder jenes auf uns zukomme und wir dem weder entgehen könnten noch nachhaltig etwas entgegenzusetzen hätten.

Einer solchen Rhetorik des Unvermeidlichen ist entgegenzuhalten, dass Zukunft, noch zumindest, von Menschen gestaltet wird und diese können sich entscheiden, wie klein und begrenzt der Spielraum auch immer sein mag. Das war vielleicht der beste Satz in dem vielfach kritisierten dritten Teil der Matrix-Trilogie, der eine der dunkelsten Visionen des vernetzten Egoisten zeichnete, wenn man so will: seinen Untergang, seine Gefangenschaft in einer Welt des Scheins, Opfer der eigenen Hybris, eingesponnen in ein Netz von Spinnenmaschinen. Im großen Endkampf fragt der tausendfach mutierte Mr. Smith Neo, warum er nicht

angesichts seiner unausweichlichen Niederlage aufgeben, und Neo antwortet: "Weil ich mich entschieden habe."

'Ich habe mich entschieden' – in diesem Satz leuchtet eine Qualität des Menschlichen wider alle Beschränkungen und Hindernisse durch Netze, Systeme, Regelwerke und Paradigmen auf, eine unhintergehbare Differenz zu aller rechnerischen Brillanz der neuesten Supercomputer, mit der eine Welt der entscheidbaren Möglichkeiten ebenso verbunden ist wie die Verantwortung dafür. Wir leben in einer Zeit, in der man diese einfachste aller Tatsachen, dass nämlich Menschen sich entscheiden können, nicht genug betonen kann. Aus ihr folgt, dass man neben die Frage, was uns im Jahr 2010 erwartet, gleichberechtigt die Frage stellen muss, wo die Reise denn hingehen soll. Wie wollen wir eigentlich leben?

Eingesponnene Spinner

Der vernetzte Egoist im Jahr 2010 ist eine ambivalente Figur. Einerseits ist er eingebunden, mit anderen verbunden, assoziiert, zusammengehörig, zum anderen ist er entwurzelt, vereinzelt, dissoziiert, ohne Zentrum.

In die global vernetzte Welt ist eine der ältesten und vielschichtigsten Metaphern menschlichen Denkens und Handelns eingegangen, die Spinnenmetapher.¹ In ihr zeigt sich die Ambivalenz der menschlichen Erfahrung mit der Kreativität, die sowohl lustvolle Schöpfung bedeuten kann, aber auch bedrohliche Verstrickung. Denn Kreativität ist nicht nur eine hervorbringende, sondern auch eine zerstörerische Tätigkeit. Die Spinne kann schöne Netze zaubern, aber sie tut dies, um darin Opfer zu fangen und immobil einzuspinnen. Zugleich empfinden wir die Spinnennetze auch als bloß luftig und unbeständig. Die digitale, virtuelle Welt ist eine

1. Vgl. dazu und im Folgenden Ekkehard Martens: Der Faden der Ariadne oder: Warum alle Philosophen spinnen, Leipzig 2000.

Der letzte Schrei im Jahr 2010

über die Maßen hinfällige und vergängliche Welt, ein Hauch von Stromspannungen, ein unendliches Meer toter Webpages, veralteter Links und überholter Rechenmaschinen. So wird der vernetzte Egoist mehr denn je von der Erfahrung geprägt sein, dass er ein Hinfälliger ist, ein Ephemeroi, wie die Griechen sagten, ein Schatten im Traum.

Der vernetzte Egoist der Zukunft wird sich als kreativer Spinner beweisen müssen. Sein Leben ist von der ständigen Bedrohung gezeichnet, in die Computernetze eingesponnen zu werden und die Gestaltung seines Lebens an Regelwerke und Kontrollsysteme abgeben zu müssen. Immer dichter wird er in das Interdependenzgeflecht von Datenströmen eingesponnen, die die Optionen seines Denkens und Handelns modellieren. Er läuft Gefahr, sich in einem Gespinnst der Abhängigkeiten ohne Zentrum zu verstricken und, obwohl er über einen in der Geschichte einmaligen Zugang zu gewaltigen Wissensreservoirs verfügt, ist er stets bedroht, den Überblick zu verlieren. Er kann womöglich zwar auf alle Informationsströme zugreifen, doch, und das ist das Entscheidende, Sinnzusammenhänge werden dabei nicht mitgeliefert. Im Regime der verschalteten Daten wird das Wissen dekontextualisiert und die Kommunikation situationslos. Das Wissensorgan und Kommunikationsmedium der Zukunft ist somit zwar ein gigantisches, aber es entbehrt der einen grundlegenden Qualität, worauf menschliche Neugier zielt: zu verstehen.

Die Gabe des Verstehens ist keine Eigenschaft des Netzes. Der vernetzte Egoist wird ein Netz-Lebewesen sein, dessen vordringlichste Aufgabe darin besteht, Sinn herzustellen. Er muss dazu ein Spinner mit der Hand wie mit dem Kopf sein, ein Jäger, der seine Netze auswirft, wie ein Denker des Ungewöhnlichen, ein Netze knüpfender Sortierer, Bibliothekar seines gesammelten Wissens, Architekt seines eigenen Gedächtnistheaters. Der vernetzte Egoist der Zukunft ist darauf angewiesen, kein Egoist zu sein. Er muss selbst Netze knüpfen und dabei Allianzen suchen, er muss eine

ausgefeilte Knüpftchnik entwickeln und über eine gründliche Kenntnis der Umwelt verfügen. Da seine Aufmerksamkeit zu seiner knappsten Ressource werden wird, ist er auf Mitstreiter angewiesen, um in der wachsenden Flut von Informationen nicht von kognitiven Dissonanzen gelähmt zu werden und mentalen Verwirrungen zu erliegen.

Die Netze der Zukunft sind sowohl unser Gefängnis wie unsere Befreiung; sie erweisen sich übrigens darin als eine der ältesten Lebensregeln, die wir auf der Erde für Leben überhaupt kennen: Nur was vernetzt ist, kann überleben – das gilt von der Natur des Einzellers bis hin zur Kultur der Computer.²

Homo ludens auf dem Laufsteg

Die Netze der Zukunft gehören nicht mehr dem klassischen homo faber. Die digitale Datenwelt ist das Reich des homo ludens, des spielenden Menschen.³ Die virtuelle Welt der Netze erfordert zwangsweise, dass wir uns in den Parametern des Spiels bewegen. Ich möchte dies an einem konkreten Beispiel kurz erläutern, welches auf das Spinnen und Weben mit der Hand als eine der basalen Kulturtechniken zurückgreift, um nämlich Kleidung herzustellen. Am Beispiel der intelligenten Kleidung (Smart Clothes) soll im Folgenden gezeigt werden, dass diese nicht nur als Kommunikationszentrale operieren und sich als Werkstatt und Arbeitsplatz wie als bewohnbares Gehäuse empfehlen, sondern dass sie sich auch und vor allem anbieten als eine unterhaltsame Einladung zum Spiel.

2. Vgl. Hartmut Böhme: Einführung. Netzwerke, Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion, in: Barkhoff, Jürgen/Böhme, Hartmut/Riou, Jeanne (Hrsg.): Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne, Köln 2004, S. 17-37.

3. Adamowsky, Natascha: Spielfiguren in virtuellen Welten, Frankfurt am Main 2000.

Der letzte Schrei im Jahr 2010

Körperhüllen – getting smart

Die Ideen von der Zukunft haben sich technisch größtenteils erfüllt. Die Welt ist digitalisiert. Was sich zum großen Teil nicht erfüllt hat ist, wie wir dabei aussehen. Keine Elastik-Uniformen, kein mittelalterliches Revival von Rüstungen und Umhang, keine Renaissance von Tunika und Toga. Stattdessen wird der Einzelne zum Elektronik-Träger: WAP-Phones, Palm Pilots, PowerBooks, Watchphones, PC-Uhren, Uhren und Stifte mit MP3-Playern, Uhren mit GPS, Multimedia-Terminals in Handy-Größe, bunte Oval-Handys, die man sich als Schmuck um den Hals hängen kann, pinke Kommunikationszentralen im Puderboxenformat, elektronische Nachrichtensysteme in Sternchenform.

Das neue Styling nennt sich smart und macht vor hand- und brusttaschengroßen Accessoires, die man bei sich führt, nicht Halt. Smart clothes und smart textiles versprechen, die neueste Technik endgültig aus den Erwartungen des Space Age herauszusortieren und verankern sie stattdessen im Element des Lifestyles. Die digitale Technik erobert uns nunmehr im Alltag, auf einem Terrain, auf das ihr weder der Verstand und schon gar keine Ethikkommission folgen können. Sie steht im Zeichen der Mode, und ihre Gesten sind die der Verführung und Prahlerei, des Witzigen und Spielerischen. Man ist im Reich der Sinne und des Sinnlichen, der Stimmungen und Atmosphären. Noch ist intelligente Kleidung eine Sache von wenigen, doch eine Fülle von Bausteinen und Vorformen ist bereits über die Lebenswelt verteilt.⁴ Man denke an die vielen Handys, die heute fast jeder als unverzichtbares Accessoire mit sich trägt, um zu telefonieren, SMS-Botschaften zu verschicken oder zu fotografieren. Man sieht immer mehr Leute mit einem schicken Head-Set durch die Straßen laufen, scheinbar heftigst mit sich selbst sprechend, andere

4. Zu den neueren Beispielen gehört u.a. die Kooperation von Philips Research mit Levis.

lieben es, bereits von Ferne mit dem Schlüssel auf ihr Auto zu zielen und im Auto von ihrem GPS-System mit der Stimme von Dolly Buster begrüßt zu werden, wieder andere sind ohne iPod, Palm Pilot oder Mini-Laptop völlig aufgeschmissen. Diese und andere Utensilien sind Bestandteile eines ästhetischen Niederschlags, in dem sich die Qualität eines neuen technologischen Umbruchs spiegelt. Er ist geprägt von unzähligen und im strengen Sinne weitgehend nutzfreien kleinen Dinge, die wir anfangen, bei uns zu tragen, und die den einzelnen telekommunikativ vernetzen. Sie gelten wesentlich dem Vergnügen und zeigen die neuen High-Tech-Begleiter nicht nur als Kommunikationsdevices und Orientierungshilfen, sondern als Spielzeuge und Wunderdinge. Das bedeutet, dass neben aller Bedrohung, die in der permanenten Überwachung und dem zunehmenden Kontrollverlust des Einzelnen über seine Person angelegt sind, auch ein irrationales Potential liegt, eine performative Option zur Gestaltung.

Grenzland Kleidung

Die Verbindung von Technik und Körper hat eine lange und vielfach beleuchtete Geschichte. Mit Smart Clothes nun erreicht der Mensch eine neue Qualitätsstufe seiner schon lang betriebenen Selbstmedialisierung: Er schafft sich, so die Vision, eine reaktions- und umwandlungsfähige, intelligente, nahezu lebendig anmutende zweite technische Haut.

Diese zweite Haut entwickelt sich im Grenzland der Kleidung. Sie ist seit jeher eine vestimentäre Osmose-Zone zwischen Leib und Welt und selbst eine technische Hülle. Kleidung im weitesten Sinne ist die erste technische Spur, auf der sich das Künstlich-Technische mit dem Organisch-Natürlichen kreuzt und dabei tief in die menschlichen Sinne gräbt. Kleidermachen ist eine der ältesten Kulturtechniken und gehört zu jenen konstitutiven Gründungsakten von Kultivierung, mit der die Menschengeschichte aus der Naturgeschichte ausschert. Smart Clothes also stehen in

Der letzte Schrei im Jahr 2010

Verwandtschaft mit einer der ältesten Entdeckungen überhaupt, einer Selbst-Entdeckung sozusagen, nämlich dass der Mensch sich als Oberfläche gestalten und damit auch alle möglichen Definitionen zulegen kann.

Dass man durch sein Äußeres kommuniziert, ist an keiner Kultur-epoche vorbeigegangen. Rangordnungen, Macht, Verführung, Rebellion, sie alle haben ihren Ausdruck in Bändern und Stoffen, in einem Wechselspiel aus Verhüllung und Entblößung gefunden. Fasst man die Majorität der ethnologischen, textilkundlichen, archäologischen, literaturwissenschaftlichen Forschung über Mode und Kleidung zusammen, so erscheint sie als ein Funktionszusammenhang von Schmuck, Scham und Schutz. In diesem Kontext ist sie Ausdruck, Symbol, Repräsentation von Identität, Religiosität, Sitte und Ordnung, Stand und Lebensalter. Aus dieser Vielfalt sind insbesondere zwei Aspekte für die Beschreibung der Smart Clothes und Textiles bedeutsam: zum einen die nicht-funktionalisierbaren Anteile von Kleidung, zum anderen ihr verbindendes wie trennendes Potential.

Zwinkernde Felle, verführerisches Gewand – textiles Entertainment

Kleidung haftet etwas zutiefst Zweck- und Nutzloses an. Sie ist eine Offerte zum Selbstentwurf und eine Quelle des sinnlichen Vergnügens. Das Erste setzt die Fähigkeit zur Selbst-Distanz voraus, das Zweite den Suspens von aller Zweckorientierung und jeglicher praktischer Nützlichkeit. Diese Seins- und Vorgehensweise gehört zur Ontologie des Spiels. Mag sein, dass die ersten Felle Rang und Tapferkeit symbolisieren oder vor bösen Geistern schützen sollten. Das erklärt aber nicht, warum man die Felle färbte und in Mustern zusammensetzte, warum man sie weich gerbte und mit winzigen Rindenstückchen, Blümchen und Federn, duftenden Gräsern und bunten Steinen, Muscheln und matt glänzenden Knochenfiguren besetzte. Kleidung scheint ein Motiv,

wenn nicht sogar vor, dann mindestens gleichzeitig mit Distinktions- und Schutzwünschen in einem erfinderischen, verschwenderischen exzentrischen Moment zu haben. Sie ist von konstitutiver Bedeutung dafür, dass der Mensch eine Rolle, ein Imago, eine eigene Subjektivität sinnlich formulieren kann. Oder anders herum, in den Worten von Helmuth Plessner: Der Mensch "ist nur, wozu er sich macht und versteht."⁵ Im Spiel liegt für ihn die Möglichkeit einer Identifikation mit etwas, das keiner von sich aus ist. Denn Spiel heißt, sich zwischen das Eigene und das Fremde, zwischen Ich und Nicht-Ich zu stellen, für Plessner ein anthropologischer Distanzgewinn, der die einzige Chance zur menschlichen Selbstverwirklichung darstellt, insofern sich der Mensch nur über die gespielte Rolle selbst entdecken kann. Das Sich-Entwerfen erwächst also aus dem Spiel, und es geht damit einher, dass der Mensch sich kleidet, verkleidet. In dieser Selbstgestaltung liegt mehr als Schmuck, Scham und Schutz, es ist ein Überschäumendes darin, Schöpfung und Erkundung.

Intime Architektur des Kleides

Der zweite Aspekt von Kleidung, der für eine Einordnung von Smart Clothes nützlich sein kann, betrifft die Kleidung als, nach der Haut, zweite Kontakt- und Grenzfläche zwischen Innenwelt und Außenraum. Kleidung verändert bzw. beeinflusst unsere Wahrnehmung, und zwar nicht nur in einem Sinn von Selbst- und Fremdbild, sondern auf einer nicht-diskursivierbaren Ebene des eigenleiblichen Spürens. Kleidung mag über ihre Symbolik wie Sprache lesbar sein, zunächst aber verweist sie immer auf Körperlichkeit bzw. modelliert diese. Sie stiftet damit Raumbeziehungen und Umweltverhältnisse, sie ist ein synästhetisches Phänomen, das an dem Empfinden teil hat, auf welche Weise uns die Welt widerfährt. Dieser Zusammenhang beruht auf Gegenseitig-

5. Plessner, Helmuth: Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kultursoziologie, Düsseldorf/Köln 1966, S. 35.

Der letzte Schrei im Jahr 2010

keit. Das Kleid modelliert unsere Erfahrung der Welt und diese Erfahrung wiederum findet ihren Niederschlag in der Form des Kleides. So geht eine Variation der Kleidung zwangsläufig einher mit einer Variation der Welt, denn ein bestimmter Zug der Kleidung steht nicht nur für einen bestimmten Zug der Welt, sondern bringt diesen auch zur Erscheinung.⁶ Anders gesagt: In der Kleidung wird das ästhetische Empfinden einer Zeit sinnlich. Sie ist Teil jenes Netzes aus Stimmungen und Atmosphären, das auch den menschlichen Körper durchdringt und sich in seinen Gesten und Bewegungen, im Stehen, Gehen wie im Tanzen ausdrückt.⁷ Diese Aspekte stehen oft im Hintergrund, denn die meisten Untersuchungen über Kleidung und Mode behandeln den Körper als Kleiderpuppe, wohingegen die Rede vom Körper diesen in der Regel nackt belässt. Nun scheint es aber bedeutsam, den bekleideten Körper zu betrachten, gerade in einer Zeit, in der eine neuartige Kleidung die Grenzen zwischen Ich und Objektwelt mit überraschenden Sensationen zu verwischen scheint.

Im Netz der Dinge

Entscheidend im Zusammenhang mit Smart Clothes scheint dabei zu sein, dass diese Grenze immer schon Schauplatz widerstrebender Motive war. Zum einen trennt Kleidung im weitesten Sinne das Kulturwesen Mensch von einer als chaotisch empfundenen Natur, zum anderen verbindet sie ihn mit der stofflichen Welt. Es ist eine Vermutung, aber keine unwahrscheinliche, dass sich im frühen Medium der Kleidung nicht nur eine Distinktion von der natürlichen Umwelt, sondern auch eine Allverbundenheit zeigt und sei es in Form einer Erinnerung an eine – vielleicht nie

6. Vgl. Roland Barthes: Die Sprache der Mode, Frankfurt am Main 1985, S. 30-34.

7. Vgl. Ingeborg Petrascheck-Heim: Die Sprache der Kleidung: Wesen und Wandel von Tracht, Mode, Kostüm und Uniform, 2. Aufl., Baltmannsweiler 1988, S. 104.

dagewesene, aber immer ersehnte – Einheit mit der Natur, ein heiterer paradiesischer Traum von einer verlorenen Wesensverwandtschaft von Mensch, Tier, Pflanze, ja anorganischer Natur. Diese mythischen Vorstellungen von Kleidung nehmen im Verlauf der westlichen Kulturgeschichte schließlich den Weg einer Überführungsgeschichte und zwar des vergänglichen menschlichen Leibes mit den Mitteln seiner optischen Verkünstlichung in die Welt des Stofflichen, Anorganischen. Diesen Zusammenhang von Kleidung bzw. Mode und Tod hat kaum jemand so eindrücklich beschrieben wie Walter Benjamin:

Die Mode schreibt das Ritual vor, nach dem der Fetisch Ware verehrt wird. [...] Sie steht im Widerstreit mit dem Organischen. Sie verkuppelt den lebendigen Leib der anorganischen Welt. [...] Der Fetischismus, der dem Sex-Appeal des Anorganischen unterliegt, ist ihr Lebensnerv.⁸

Die Mode ist ein Medium, das die Landschaften des Leibes noch tiefer in die Stoffwelt lockt.⁹ Vor diesem Hintergrund erscheinen Smart Clothes also als eine qualitativ neue Stufe der Umsetzung jenes ohnehin immer im Reich der Kleidung verankerten Netzes, das den menschlichen Leib mit seiner Umwelt, seiner Zeit und ihren Stimmungen verwoben hält. Der Mensch hat eine technologische Stufe erklommen, in der er Ernst machen kann mit seinen neuesten wie ältesten Metaphern: Von symbolischen "Kommunikationsmaschinen" (Eco) werden wir zu technischen Sendern und Empfängern. Das vormals körperlose Reich der Datenschatten, das sich in jeder beliebigen Simulation multimedial formen kann, wandert nun in die Dinge selbst ein. Während der Mensch in diversen Techno-Utopien auf seine entfleischte Software-Version zustrebt, inkarniert sich das virtuelle Datenmeer in konkreter Stofflichkeit.

8. Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 5, hrsg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1989, S. 51.

9. Benjamin, 1989, S. 118.

Telemobil

Kleidung, so Marshall McLuhan, ist unser erweitertes Haus und steht in Verwandtschaft zur Wohnung.¹⁰ Sie formuliert Körperlandschaften und formt damit die taktile und kinästhetische Wahrnehmung des eigenen Leibes, das sensomotorische Vermögen, die Wirkung und Abgrenzung des eigenen Körpers im sozialen Raum sowie die Selbstpositionierung im Umweltkontext. Eine reaktions- und umwandlungsfähige smarte zweite Kleiderhaut, eine 'intelligente' Variante sozusagen der bei Mensch wie Natur so beliebten Umrissvergrößerung steht mindestens in vier dominanten Funktionszusammenhängen. Smart Clothes operieren als Kommunikationszentrale, sie empfehlen sich als Werkstatt und Arbeitsplatz wie als bewohnbares Gehäuse und sind nicht zuletzt eine unterhaltsame Spielerei. Wohnen und Arbeiten, Kommunikation und Entertainment fließen also in die Konturgestaltung einer idealtypisch autonomen Hülle als primäre Lebenswelt. Smart Clothes werden dabei wie alle Kommunikationsmedien, und ganz im Sinne McLuhans, zu einer prothetischen Erweiterung der Haut und der Sinne. Auch wenn damit keine zivilisationsgeschichtliche Sensation angesprochen ist, mag doch Aufmerksamkeit sinnvoll sein, denn, so Ulf Poschardt in seinem Buch 'Anpassen':

Diese Erweiterung wird dann zum Problem, wenn aus den Prothesen Grabsteine der Fähigkeiten werden, die die Menschen vor deren Erfindung besaßen.¹¹

Welche Fähigkeiten das sein könnten bleibt dabei ebenso abzuwarten wie die Zahl der Volontäre, die sich im smarten Dress den Trendgruppen der Zukunft anschließen werden, um echte global players oder wenigstens 'nomads of the 21st century' zu werden.

10. McLuhan, Marshall: Understanding Media. Die magischen Kanäle, Dresden 1995, S. 186.

11. Poschardt, Ulf: Anpassen, Hamburg 1998, S. 469.

Kleine Nachrede

In Smart Clothes kreuzen sich Realität und Virtualität. In der Kleidung wird Virtualität im Alltag spürbar, fühlbar, ein Tastsinn für das Digitale breitet sich aus. Eine solche Tendenz untergräbt nicht nur die Dominanz des Sehsinns, die die westliche Kultur bestimmt, sondern im Cross-over vormals so klar getrennter Oppositionen wie Sein und Schein wird der Mensch zur intermediären Übergangsfigur. Diese Gemengelage ist von beachtlicher Sprengkraft. In unserem elektronischen Netz werden wir zu Hybridwesen von bislang unbekannter Gestalt. Es ist die Frage, ob dabei die Intelligenz der Zukunft in unseren Kleidern nisten wird. Es gibt Vermutungen, dass wir vielleicht eines Tages die "Marionetten unserer Kleider sein werden, eingenäht in überlegenes Tuch", und unsere "Schuhe werden einander wie Herren grüßen, die ihre Hunde hinter sich herziehen. Die zweite Haut wird die eigentliche werden" und in unsere Hüllen entweicht, was uns einst ausmachte. So springt das Wesentliche von innen nach außen, der "menschliche Geist wird in einer synthetischen Borke deponiert" und "das Ich definiert sich durch seine Grenzanlagen."¹² In solchen und ähnlichen, weniger ironischen Äußerungen artikuliert sich eine Verlustangst, die dem gilt, was 'in uns steckt'. Übrig bliebe eine Art effiziente Ameisenkultur, in der der Einzelne zur produktiven Informationszelle mutiert. Andererseits: Der Trend zur Vernetzung kann nicht nur gelesen werden als Ausdruck des Getrenntseins, sondern auch als ein Wunsch nach Kontakt. Wie immer in der Mode geht es nie allein um Distinktion, sondern, so schreibt Leroi-Gourhan:

Die allgemeine Struktur der Kleidung steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Verführungskunst.¹³

12. Kümmel, Peter: Unsterbliche Hülle. Die Intelligenz der Zukunft nistet in unseren Kleidern, in: DIE ZEIT, Nr. 36, 31.8.2000, S. 37.

13. Leroi-Gourhan, Andre: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1995, S. 435.

Der letzte Schrei im Jahr 2010

Der Mensch ist das Kleidung tragende Wesen und sich zu kleiden heißt immer auch, sich zu verkleiden. Verkleiden aber beginnt mit jener banger Frage des Universums: Wer bin ich? Wer möchte ich sein? Doch diese Frage der Identität, die Frage der Sphinx, ist nicht nur die Frage, auf die Jahrhunderte der menschlichen Geschichte im Medium der Technik mit Größenwahn und Allmachtspantasmen geantwortet haben, sondern sie ist auch die spielerische Frage par excellence. Deshalb haben Smart Clothes auch viele Seiten. Sie sind zum einen eine neue konkrete technische Qualität in unserem Körperbekleidungs-Umwelt-Geflecht, ein elektronisches Netz in einem der allerältesten menschlichen Kulturfelder überhaupt. Denn Kleidermachen ist eine der ältesten Kulturtechniken der Menschengeschichte und gleichzeitig eine, bei der unmittelbar einsichtig wird, dass Technik entgegen dem neuzeitlichen Verständnis des Technikbegriffs, keine kulturelle Praktik ist, die anthropologisch und ausschließlich dem Nützlichen und Notwendigen zuzuschreiben ist. Schon archaische Kleidung legt nahe, dass Kleidermachen eine mit Vergnügen verbundene Tätigkeit war, in der sich Schöpferisches, Kreativität und Phantasie verbanden.¹⁴ So ist Kleidung bzw. Körperkleidung als ein Spiel des Sich-Entwerfens zu verstehen, ein verfremdendes, illusionserweiterndes Verfahren, das die Differenzen zwischen Kleiden und Verkleiden fließend hält. In unseren zweckorientierten wissenschaftlichen Betrachtungen vom menschlichen Kleid steht dies selten im Vordergrund, ebenso wenig wie die sinnliche Dimension. Wir sehen, fühlen, hören unsere Kleidung, eben weil wir keine Kleiderpuppen, sondern leibliche, wahrnehmende, fühlende Existenzen sind. In einer Zeit, deren Leitvorstellung die Vernetzung und Informatisierung aller und von allem ist, läuft man Gefahr, sich in den Netzen zu verfangen und grauslich ausgesogen zu werden. Andererseits liegt auch ein spielerisches Potential

14. Vgl. E. J. W. Barber: Prehistoric textiles: the development of cloth in the Neolithic and Bronze Age with special reference to the Aegean, Princeton/New Jersey 1992.



Natascha Adamowsky

darin, den Faden aufzunehmen, Chancen auf Bezauberung und Sinnenfreude, Elemente des Komischen. Der fließende Übergang von Kleid und Verkleiden spiegelt sich in der Ambivalenz des Spinnens.

Spieler und Spinner sollten wir bleiben und uns womöglich daran erinnern, dass es klug sein kann, das Gewebte noch einmal aufzutrennen, solange wir nicht wissen, wann Odysseus zurückkehren wird.

Literaturverzeichnis

- Adamowsky, Natascha: Spielfiguren in virtuellen Welten, Frankfurt am Main 2000.
- Barber, E. J. W.: Prehistoric textiles: the development of cloth in the Neolithic and Bronze Age with special reference to the Aegean, Princeton/New Jersey 1992.
- Barthes, Roland: Die Sprache der Mode, Frankfurt am Main 1985.
- Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 5, hrsg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1989.
- Böhme, Hartmut: Einführung. Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hrsg.): Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne, Köln 2004, S. 17-37.
- Eco, Umberto: Das Lendendenken, in: ders.: Über Gott und die Welt. Essays und Glossen, München 1985, S. 220-225.
- Kümmel, Peter: Unsterbliche Hülle. Die Intelligenz der Zukunft nistet in unseren Kleidern, in: DIE ZEIT, Nr. 36, 31.08.2000, S. 37.
- Leroi-Gourhan, Andre: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1995.
- Martens, Ekkehard: Der Faden der Ariadne oder: Warum alle Philosophen spinnen, Leipzig 2000.
- McLuhan, Marshall: Understanding Media. Die magischen Kanäle, Dresden 1995.
- Petrascheck-Heim, Ingeborg: Die Sprache der Kleidung, Baltmannsweiler 1988.
- Plessner, Helmuth: Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kultursoziologie, Düsseldorf/Köln 1966.
- Poschardt, Ulf: Anpassen, Hamburg 1998.
- Thomson, Georg: Frühgeschichte Griechenlands und der Ägäis, Ost-Berlin 1980.

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

Johann Günther

Diese Überschrift birgt zwei Problemkreise:

1. Können wir voraussehen, wie unsere Gesellschaft im Jahr 2010 aussehen wird?

und

2. Machen Technologien den Menschen zu einem Egoisten?

Prognosen

Die Wissenschaft beschäftigte sich bis ins 18. Jahrhundert ausschließlich mit der Vergangenheit. Dies steckt noch heute in ihr und noch viel zu viele Publikationen sind rein beschreibend und eine Darstellung der Vergangenheit, die man aber nicht mehr zurückholen kann.

Können wir die Zukunft beschreiben?

Lots of futurists make a very handsome living tracking trends and emerging technologies.¹

Würde man Einwohner einer mittelalterlichen Stadt beschreiben lassen, wie ihre Stadt in 50 Jahren aussehen wird, dann hätten sie wahrscheinlich noch höhere Mauern und noch höhere Türme zum Schutz ihrer Stadt prognostiziert, weil sie wahrscheinlich annehmen, dass die Feuerwaffen ihre Steine noch weiter und noch höher werfen werden können.

1. Kelley, Tom: The Art of Innovation, New York/London/Toronto 2001, S. 285.

Was ist gekommen? Die Mauern sind gefallen und wurden nicht höher. Ähnlich kann es uns heute gehen. Kelley sagt "No one gets ahead by copying the status quo."

Viele Ideen, die wir heute ausarbeiten wird es in der Realität nicht geben, aber die eine oder andere wird durchkommen und Teil unseres Lebens sein. Wir können gar nicht genug neue Ideen kreieren, um an die Zukunft heran zu kommen. Bewusstsein über die Intensität der Veränderung produziert man mit einem einfachen gruppendynamischen Spiel: Eine Familie, eine Schulklasse oder sonst zusammengehörige Menschen werden aufgefordert in einem 15-minütigen Brainstorming aufzuschreiben, welche Geräte und technischen Einrichtungen sie heute verwenden, die sie vor fünf oder zehn Jahren noch nicht hatten. Eine erstaunlich lange Liste entsteht. Unterstellt man jetzt, dass die Veränderungen in der Zukunft nicht schneller als in der Vergangenheit sein werden, dann ist es ein unvorstellbares Potential an Neuem, das vor uns liegt.

Technik und Mensch

Wird die Technik den Menschen ersetzen? Wird sie ihm Hilfsmittel oder Joch sein? Werkzeuge sollen dem Menschen das Leben leichter machen. Technik, die kein Werkzeug ist, ist Spielzeug und so nutzlos für das tägliche Leben. Sie kann nur mehr zur Unterhaltung dienen. Technik ist Ergänzung und Erweiterung des Menschen. Sie stärkt ihn und macht ihn unabhängiger. Für Erdarbeiten waren früher viele Menschen und deren Muskelkraft notwendig. Heute, mit Hilfe eines Baggers kann einer mehr schaffen als hunderte Menschen vor einigen hundert Jahren. Ein Problem, das die Menschheit schon immer beschäftigte. Anton Cechov schrieb noch im 19. Jahrhundert:

Wissenschaft und Technik erleben jetzt eine große Zeit, für unsereinen dagegen ist diese Zeit brüchig, sauer, langweilig, wir selbst sind sauer und langweilig, wir können nur Guttapercha-

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

kinder zur Welt bringen, und sieht einzig St. Nicht, dem die Natur die seltene Fähigkeit verliehen hat, sogar von Spülwasser betrunken zu werden.²

Eifersüchtig beschreibt er als Mediziner die Technik, die so große Anerkennung besitzt.

Gerhard Schulze fragt in seinem Buch 'Die Beste aller Welten' wie es wäre, wenn die Welt eine Maschine wäre und die Menschen Roboter auf diesem Planeten:

Selbst Menschen und Organisationen haben wegen der häufigen Gleichförmigkeit ihrer Reaktionen eine gewisse Ähnlichkeit mit Maschinen: Wenn ich jemanden, der sehr empfindlich ist, zu Unrecht kritisiere, wird er beleidigt sein; wenn bekannt ist, dass die Polizei eine Radarfalle aufgestellt hat, fahren alle vorschriftsmäßig.³

Einflussfaktor 'Medientechnik'

Technik greift in alle Lebensbereiche ein; nicht nur in wirtschaftsorientierte, auch in Bildung und Kunst. Kommunikations- und Medientechnik ist daher für Lehrende viel wichtiger als für alle anderen Berufe, weil sie Multiplikatoren sind und über das Niveau der nächsten Generation bestimmen.

Die Frage ist:

- Beeinflusst die Technik den Menschen?

oder

- Nützt der Mensch die Technik als Werkzeug?

In jedem Fall beeinflusst sie uns und unser Leben.

Die Kommunikations- und Medientechnik ist der treibende Faktor

2. Chechov, Anton: Freiheit von Gewalt, Gedanken über Aufklärung, Fortschritt, Kunst, Liebe, Müßiggang und Politik. Zusammengestellt von Peter Urban, Zürich 1992, S. 141.

3. Schulze, Gerhard: Die Beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?, München/Wien 2003, S. 356/357.

zum zunehmenden Egoismus. Sie unterstreicht die Formel, dass der Mensch alles

- hier,
- jetzt und
- sofort

haben will.

Das Telefon war eine Generation früher noch ein Instrument, das geteilt werden musste. In der Familie, im Haushalt gab es – wenn überhaupt – einen Telefonapparat. Im Büro teilten sich mehrere Mitarbeiter ein Telefon. Heute hat jeder sein eigenes Telefon. Gemäß oben zitierter Formel würde niemand sein Mobiltelefon mit einem Kollegen oder einem anderen Familienmitglied teilen.

Selbst das Auto – ein Fortbewegungsmittel, das mehreren Personen Platz bieten würde – wird nur singulär verwendet. Kein Familienmitglied teilt mit einem anderen. Muss ein Auto eines Familienmitglieds zum Service, ist es oft schwierig eine Mitfahrgelegenheit zu finden. Auch der Konsum von Musik hat sich durch Medientechnik grundlegend geändert. Das Anhören von Musik ist nicht mehr orts- und zeitabhängig. Wichtige und berühmte Sänger, ganze Orchester und Chöre werden auf Datenträgern gespeichert und können jederzeit und überall gehört werden. Man ist nicht mehr von einem Konzertsaal (= Ort) und einem Aufführungsdatum (= Zeit) abhängig. Der Konsument kann jederzeit und überall seine Musik hören. Das 'Überall' wurde durch mobile Abspieldevices ermöglicht. Walkman und mobiler Discplayer können die gewünschte Musik auch beim Wandern, Joggen oder der U-Bahnfahrt liefern.

Ähnlich verhält es sich beim Fernsehen. Video on Demand bedeutet, dass jeder den gewünschten Film sehen kann, wann er will und nicht von einer Sendezeit der Fernsehstation abhängig ist. Er kann den Film abrufen, wenn es ihm angenehm ist. Durch

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

erweiterte Bandbreiten im Mobiltelefon wird auch der Ort flexibel. Das Mobiltelefon wird zum Fernsehapparat und liefert den gewünschten Film, die aktuellen Nachrichten an jeden Ort. Video on Demand mit Mobiltelefon meint: hier, jetzt und überall Filme konsumieren.

Diese veränderte Konsumform von Audio- und Videokommunikation ersetzt zwar das alte Medium Theater, Oper und Konzert nicht, hatte aber Einfluss auf den Konsum der alten Medien. Der wissenschaftliche Ansatz 'neue Medien ersetzen alte nicht' bleibt zwar aufrecht, aber oft wird die Theaterbühne mit dem Heimfernsehapparat verwechselt und der Besucher beginnt mit seinem Sitznachbarn eine Diskussion über das soeben gespielte ohne Rücksicht auf die anderen Theaterbesucher. Als wäre es ein Film, der am Heimfernsehgerät gespielt wird. Als wäre man alleiniger Konsument. Es ist nicht verlorengegangene Rücksichtnahme, sondern verändertes Verhalten, das nicht nur mit Egoismus bewertet werden kann.

Computer zentrieren Informationen und Wissen und der 400 Jahre alte Ausspruch Francis Bacons 'Wissen ist Macht' bekommt stärkere Bedeutung als all die Jahrhunderte davor. Wissen bedeutet Macht haben über die Natur. Wissen bedeutet mehr zu wissen als der andere; bedeutet einen wirtschaftlichen oder persönlichen Vorsprung zu besitzen.

Technik verändert nicht, sondern verstärkt. Fußgänger können nicht sehr leicht verunglücken. Radfahrer leben da schon gefährlicher und jährlich stirbt eine Million Autofahrer, obwohl sie sich – so wie die Fußgänger – nur fortbewegen.

Computer können noch gezielter Informationen horten, verheimlichen, selektieren als dies manuell möglich war:

Auch die neuen Medien wie Internet und e-mail werden nichts daran ändern, dass in der Wissenschaft mit Informationen getrickst wird [...]. Der freie Fluss wissenschaftlicher Informationen sei vielmehr eine utopische Verheißung, denn auch in

Computernetzen verfolgen Menschen Ziele, möchten Ansehen erringen, Gruppen bilden und andere von diesen ausschließen. Auch im World Wide Web können sich wissenschaftliche Seilschaften bilden, sich gegenseitig fördern und andere benachteiligen, so Fröhlich. Relevante Informationen seien nach wie vor wertvoll und daher knapp gehaltene Güter. Daher werde es weiter Vorenthaltungen, Verzögerungen und Blockierung von Informationen geben.⁴

Informationen werden nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Wirtschaft vorenthalten. Mitarbeiter und Chefs erarbeiten sich durch 'nicht Informieren' Vorteile und bessere Ausgangspositionen. Darunter kann auch die Unternehmenskultur leiden. Klaus Grawe formulierte das in einer Radiosendung so:

Man muss mit diesem Grundbedürfnis rechnen. Die Menschen wollen ihren eigenen Raum haben und eine gewisse Machtausübung in einem eigenen kleinen Raum. Das möchte halt jeder Mensch haben, und das ist auch möglich, ohne dass es auf Kosten der Gemeinschaft geht.⁵

Interaktivität

Medien haben erst in der Moderne eine interaktive Rolle bekommen. Ursprünglich waren sie reine Verteiler von Informationen. Erst die elektronischen Medien erzeugen einen Spielzyklus des ununterbrochenen Gebens und Nehmens, des Sendens und Empfangens.

Professor Weizenbaum fragte mich vor einigen Wochen: "Wie viele neue Medien kennen Sie?" Nicht viele brachte ich zusammen. Nun, er bewies, dass es gar nicht so viel Neues gibt. Neue Medien sind oft alte. Vor allem fünf Merkmale rechtfertigen die Bezeichnung 'neue Medien':

4. Bauer, Wolfgang: Über das Vorenthalten von Daten, Fakten und Forschungsergebnissen, in: Nöstlinger, Elisabeth J. (Hrsg): Macht und Ohnmacht – Opfer und Täter, Weitra 2000, S. 21.

5. Mayer, Maria: Die Macht der Schwäche, in: Nöstlinger 2000, S. 59.

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

- Neue Medien erlauben es riesige Datenmengen zu bearbeiten. In wenigen Sekunden kann mehr Information durchsucht werden, als es ein Mensch in seinem ganzen Leben tun könnte.
- Neue Medien bieten ihre Leistungen in so kurzer Zeit an, dass Printmedien und Fernsehen in der Aktualitätskonkurrenz nicht mithalten können.
- Neue Medien bieten ihre Informationen auf der gesamten Welt an. Sie beschränken sich nicht auf Regionen oder Länder.
- Neue Medien bieten Interaktivität und erreichen damit eine neue Form von Kommunikationsqualität.
- Neue Medien passen sich an die Bedürfnisse des jeweiligen Rezipienten an. Sie beziehen sich auf den genauen Interessenshorizont des Konsumenten.

Medien als Machtfaktor

Macht ist an den Menschen gebunden. Macht kommt von machen. Der Mensch will sein eigenes Machen dem anderen aufdrängen und sich selbst damit in den Vordergrund setzen. Macht heißt den anderen zu beherrschen. Im negativen Sinn könnte man machen auch mit Versklavung gleich setzen.

Machen ist das höchste Gut des Menschen. Machen ist auch Handeln. Es ist das Entscheiden über Gutes und Schlechtes.

Wir gewichten und haben eigene Skalen. Macht über Gutes ist schlecht und Macht über Schlechtes ist gut. Das ist eine Falle! Es gibt nicht Gutes und Schlechtes. Die Frage ist: "Was hat mehr Vorteile?" Die Frage ist nicht 'gut' oder 'schlecht', sondern wichtig ist die Grenzziehung. Das Positionieren von Vor- und Nachteilen. Es ist schön Unterschiede zu finden. Man sollte aber nicht trennen.

Auf Grund des inneren Triebes des Menschen, seines Egoismus will er sein Machen dem anderen aufdrängen. Diese Vorherrschaft ist zur Daseinsberechtigung wichtig. Der eigene Körper muss sich immer wieder durchsetzen und durch Vorherrschen weiter überleben.

Immanuel Kant untermauerte die Frage "Was ist der Mensch?" mit drei Fragen:

- Was kann ich wissen?
- Was kann ich hoffen?
- Was kann ich tun?

Das Tun hat Hegel mit Nutzen und Segen für den Menschen zusammengefasst. Man solle also jene Dinge tun und jene Dinge sind vertretbar, die sowohl Nutzen als auch Segen bringen. Bis ins 20. Jahrhundert sind diese beiden Faktoren in der Naturwissenschaft zusammen gefallen. Die Einführung der Elektrizität, des elektrischen Stroms brachte für die Konsumenten Nutzen und Segen. Im 21. Jahrhundert ist das nicht mehr zutreffend. Nicht alles was den Menschen nützt, bringt ihnen auch Segen. Nicht alles was man tun kann, darf man auch. Es gibt ethische Grenzen.

Descartes unterschied zwischen Geist und Materie. Wenn ein Mensch am Morgen aufwacht und sich krank fühlt, misst er seine Körpertemperatur mit einem Fieberthermometer. Zeigt dieses einen Wert über 37 Grad an, fühlt er sich in seinem Gefühl bestätigt und weiß, dass er krank ist. Ist die Anzeige bei einem Wert unter 37 nimmt er an, dass er gesund und nur sein Eindruck falsch sei.

Die Menschen leiden nicht, weil die Naturwissenschaften und ihre Tochter Technik so schlecht sind, sondern weil sie so gut sind und wir sie überall anwenden wollen. Wissen ist Macht. Wissen ist aber im Vergleich zur Schöpfung nur ein kleiner Abglanz der Wirklichkeit. Die Welt ist nicht beschreibbar. Galilei führte daher

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

die Modellwelt ein. Eine reduzierte Erde, an Hand der man Veränderungen für die wirkliche Welt erproben kann; naturwissenschaftliche Versuche als Vorfeld zur realen Umsetzung. Die Naturwissenschaft verzichtet auf die Wahrheit und beschränkt sich auf Wissen. Wissen heißt auch Verantwortung. Menschen, die über viel Wissen verfügen, haben mehr Verantwortung als Informationsarme. Politiker haben Verantwortung, der sie sich oft nicht bewusst sind. Sie unterscheiden, trennen und bewerten Situationen. Sie gehen mit kulturellen Einstellungen ihres Heimatlandes an fremde Problemlösungen. Egoistisch wollen sie die Welt gleich machen. Amerika hat sich zur Weltpolizei gemacht. Sie bestimmen, wer Recht und wer Unrecht hat. Sie bestimmen, wer schlecht und wer gut ist. Wer zu den 'Schurkenstaaten' und somit zum Feind gezählt wird und wem man freundschaftlich Entwicklungshilfe gewährt. Sie lösen dabei weder kulturelle noch regionale Probleme, noch schließen sie die Kluft zwischen arm und reich. Nach jeder Krise sind die Armen noch ärmer und die Reichen noch reicher. Der Krieg und militärische Interventionen verschlechtern lokale Konflikte. Die Kluft zwischen Armen und Reichen ist größer geworden. Auch Maßnahmen von internationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen konnten dies nicht verhindern. Mit Informationsverarbeitung wurde die Kluft noch größer. Das primitive Kommunikationsinstrument Telefon zeigt dies: je ärmer ein Land, eine Nation, über desto weniger Telefonanschlüsse verfügt es. Ähnlich verhält es sich bei der Nutzung von Internet, Mobiltelefon oder Computern.

Wissen ist in der Wirtschaft auch eine Ware. Dazu braucht man finanzielle Ressourcen, die den Zugriff steuern. Arm und reich werden stärker akzentuiert. Das Geld wird zum Steuerungsinstrument, das aber nicht ausreichend ist, um verantwortungsvoll mit Wissen umzugehen.

Die größte Macht sind (waren?) die Machthaber, die Herrscher. Heute sind es in den demokratischen Staaten die Politiker. Aber

haben sie die Macht? Bestimmen nicht schon die Industrien und die globalen Betriebe? In der klassischen Form der Demokratie kann jeder Staatsbürger mitbestimmen:

Jede Stimme zählt gleich viel, die Stimme eines Idioten genauso viel wie jene eines Gebildeten.⁶

Das Hauptziel der Politiker – so scheint es oft – ist es, wieder gewählt zu werden. Sie sind keine Funktionäre, die neben ihrem ausgeübten Beruf als Vertreter des Volkes agieren. In Colorado nimmt das Parlament auf die Arbeit ihrer Vertreter Rücksicht. Im Sommer, wenn die Bauern auf dem Feld arbeiten müssen, gibt es keine Sitzungen. Diese konzentrieren sich auf wenige Monate im Winter, auf die tote Saison.

Daneben müssen sie sich gegen die Verwaltung behaupten. Die Beamten sind die beständigere Einrichtung der demokratischen Staaten. Sie sind sehr oft sogar unkündbar – pragmatisiert – und so vor den Politikern und ihren wechselnden Parteizugehörigkeiten geschützt. Politiker hingegen müssen wieder die Gunst gewinnen und trotzdem ihre Ideen durchsetzen. Friedrich Dürrenmatt sagt es in seinen 'Heiligen Gütern' so:

Ich bin kein Revolutionär. Ich bin der Präsident dieses Landes und habe mich an seine Gesetze zu halten. Ich bitte dich, es auch zu tun. Darum nimm den Kampf gegen die Ämter ebenso mutig auf, wie du ihn gegen die Ungeheuer aufzunehmen pflegst, demoliere sie nicht, überzeuge sie.⁷

Mit den neuen Technologien und dem elektronischen Kontakt zu den Bürgern, dem e-Government wird es einerseits schwieriger Macht auszuüben, andererseits konzentrieren Medien. Adolf Hitler wäre ohne das Medium Radio nicht in die Position gekommen, die er inne hatte. Die neuen Medien sind noch kompliziert

6. Silberbauer, Norbert: Die elf Gebote, Wien/Frankfurt 2002, S. 189.

7. Dürrenmatt, Friedrich: Von heiligen Gütern, in: ders.: Meine Schweiz. Ein Lesebuch, Zürich 1998, S. 95.

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

und verwehren vielen Bürgern den Zugang. Wir sprechen vom 'digital Divide', also der klaren Teilung in die 'Dummen' und 'Gescheiten'. Wie Silberbauer aufzeigte, gehen für einen Politiker, dem Idioten genauso wichtiges Stimmvieh sind wie Gescheite, hier Wähler verloren. Andererseits kann man schnell und direkt die gewünschte Zielgruppe erreichen.

Die Medien als Machtfaktoren können sich rasch selbständig machen. Man nennt sie deswegen auch: 'Die am wenigsten kontrollierte Macht.' Der Beruf des Journalisten birgt große Gefahren, egozentrische Einstellungen negativ für andere auszuleben. Der Journalist hatte immer schon – so wie alle Machthaber – große Verantwortung. In einer marktwirtschaftlich dominierten Berufswelt, wie sie zu Beginn des 21. Jahrhunderts vorherrscht, ist es schwieriger geworden den ethischen Ansprüchen nachzukommen. Die Balance zwischen Angebot von Informationen an die Redaktionen und dem möglichen Output der Redakteure ist unausgeglichen. Die PR-Abteilungen der Wirtschaft und Presseabteilungen der Politik produzieren immer mehr Informationen, denen die kleiner werdenden Redaktionen nicht mehr nachkommen können, so dass sehr oft unrecherchiert und unkommentiert Nachrichten publiziert werden. Die Technik beeinflusst viele Berufe. Den des Journalisten aber nachhaltig, weil es sich um einen Beruf handelt, der eine Multiplikatorwirkung hat. Journalisten sind nicht mehr nur Produzenten von Informationen, sondern auch allgemein Produzenten. Im Printbereich werden die Texte automatisch in den Satz übernommen und der Schreibende wird auch zum Layouter. Im Rundfunkbereich werden die Nachrichten sendegerecht aufbereitet und produziert. Der Journalist ist nachhaltig mit der handwerklichen Produktion beschäftigt. Dem gegenüber produzieren die 'Lieferanten', die PR-Abteilungen sendefertige Mitteilungen, die es verlockend machen, diese direkt zu übernehmen. Dies geschieht auch aus einem wirtschaftlichen Druck heraus, der durch die Liberalisierung der elektronischen

Medien entstanden ist. Das Kräfteangebot von Angebot und Nachfrage ist unausgeglichen. Die Einflussnahme auf die öffentliche Meinung war noch nie so einfach und käuflich wie in den demokratischen Strukturen der Jetztzeit:

Politik und Medien entsprechen einander. Die Grenzen zwischen Einfluss und Macht sind fließend. Die Namensgeber einer Gesellschaft waren stets auch einer ihrer wesentlichen Machthaber.

Es geht bei den Medien um Macht, und zwar nicht vordergründig bloß um die Macht zu regieren. Es geht um Macht über das Denken, Empfinden und Verhalten des Menschen in seiner Zeit.⁸

Bacher registriert eine Veränderung in der Arbeitsweise des Journalisten, die auch den Einfluss dieses Berufsstandes im Zusammenhang mit Macht zeigt:

Als ich unmittelbar nach dem Krieg die Journalisterei erlernte, wozu die amerikanische Besatzungsmacht in Salzburg besonders nützlich beitrug, sprach kein Mensch, weder in Fachkreisen noch im Publikum von einer 'Vierten Macht'. Auch unsere US-Teacher wussten nichts davon. Unmittelbar nach Hitler und den gleichgeschalteten Medien wäre uns alles, was mit Gewalt zu tun hatte, anrühlich erschienen. Wir wuchsen in der Tradition des klassischen angelsächsischen Journalismus auf, wir sollten Berichtstatter, Erklärer, Meinungsbildner sein, nicht die Medien hatten die Macht auszuüben, sie waren, wenn sie es waren, bestenfalls die Kontrolleure der öffentlichen Macht. Oberstes Gebot: Meinung und Bericht waren streng voneinander zu trennen.⁹

Mit diesem Statement zeigt Bachler die Veränderung der Medien in den letzten zwanzig Jahren auf. In den 70er Jahren galt die Meinung mehr als die Information. Die Ausbildungsstätten an den Universitäten leiteten eine Veränderung ein. Die Medien und ihre Journalisten wurden zum Selbstzweck und selbst zum Macht-

8. Bacher, Gerd: GlobArt Academy 2003, Pernegg am 30.8.2003.

9. ders.: Wahrheit m.b.H., in: Die Presse, 11.9.2003, S. 3.

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

faktor. Eine Veränderung, die international zu diagnostizieren ist. Auch die amerikanischen Medien wurden zu Interpreten und nicht zu Berichterstattern. Der letzte Irakkrieg hat es unter Beweis gestellt. Der Kriegsgrund – der Irak produziert chemisches Kriegsmaterial – wurde nie belegt. Die Kritik der Medien fehlte. Die Demokratie wurde zur Weltdiktatur. Massenmedien verfügen über Macht, Einfluss und Gewalt. Egoisten sind Machtmenschen. Sie nutzen – wenn sie die Chance bekommen – ihren Einfluss. An vielen Journalisten kann dies aufgezeigt werden.

Neben den Journalisten ist es die Wirtschaft, die ihren Einfluss über die Werbung geltend macht. Die Abhängigkeit von der Werbung und deren Einnahmen ist größer geworden. Die Liberalisierung hat kleine Anstalten und kleine Medienunternehmer auf den Plan gebracht, deren finanzielle Abhängigkeit noch größer ist.

Im nächsten Schritt greift die Wirtschaft dann direkt auf den Besitz der Medien. Medienkonzerne wie die österreichische Kronenzeitung bringen eine Konzentration von Einfluss, wie er fast einmalig in Europa ist. Kombiniert mit dem veränderten Journalismus wird dies zu einem Machtfaktor, dem die Bezeichnung 'Vierte Macht' sehr gut steht.

Ethik

Die Wirtschaft und ihre Mechanismen sind Vorbild für den Menschen und sein Zusammenleben mit anderen. Wir konsumieren Partnerschaften wie Waren der Wirtschaft. Wir behandeln Mitmenschen wie Wegwerfgeschirr. Das Vorbild liegt oft in der Werbung. Nur schöne Menschen sind beliebt. Nur junge Menschen sind interessant, daher wird heute niemand mehr alt.

Jüngeren Menschen ist die Qualität der Arbeit wichtiger als etwa die Bezahlung. Qualität geht vor Quantität. Demgemäß brauchen Unternehmen zunehmend eigene Wertesysteme, nach de-

nen sie von ihren Arbeitnehmern eingestuft werden können.

Bei einer Untersuchung an 242 österreichischen Unternehmen¹⁰ wurde festgestellt, dass 75 Prozent der Industriebetriebe über ein eigenes Wertesystem verfügen. Es bezieht sich vorwiegend auf

- Führungsstil und
- Personalmanagement.

Speziell die Vorbildfunktion der Unternehmensführung, die Gleichbehandlung der Mitarbeiter und ein faires Gehaltssystem werden hervorgehoben.

Maßnahmen, die in der Praxis hohe Bedeutung haben	Umfragewert 'wichtig' und 'sehr wichtig'
Vorbild für Mitarbeiter sein	95%
Gleichbehandlung von Mitarbeitern	90%
Faires Gehaltssystem	90%
Transparente und ehrliche Verträge	86%
Faire Preisgestaltung	75%
Förderung ökologischen Bewusstseins im Unternehmen	69%
Beseitigung von Diskriminierungen	69%
Förderung von Frauen in Leitungspositionen	52%

10. Studie "corporate social responsibility", in: Wirtschaftsblatt, 19. Juli 2003, S. 23.

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

'Es spielt eine große Rolle, ob man Arbeit hat oder nicht.' Manchen Menschen erscheint das Leben sinnlos, wenn sie ihren Job verlieren. Arbeitslos zu sein wird oft als etwas sehr Negatives wahrgenommen. Menschen verschweigen dies gegenüber ihren Nachbarn und gehen z.B. täglich am Morgen aus dem Haus und tun so, als gingen sie einer Arbeit nach.

Wird es je möglich sein allen Menschen einen Arbeitsplatz zu bieten? Der Verdrängungswettbewerb ist groß. Der eingesetzte Egoismus war noch nie so groß wie heute, um nicht zur Klasse der Arbeitslosen zu zählen.

Machen elektronische Medien einsam?

Eine oft und lange abgehandelte Frage. Durch Remotearbeiten vereinsamen Arbeiter zu Hause und Gruppenarbeit verschwindet. Hingegen entsteht eine neue Form der Zusammenarbeit, die internationaler ist. Virtuelle Arbeitsgruppen im Internet haben keine Grenzen und bringen Menschen aus vielen Ländern zusammen. Der Mensch befriedigt damit auch sein Fernweh.

Das Arbeiten am Wohnort bzw. in der eigenen Wohnung, im eigenen Haus ist im Grunde genommen nicht neu, sondern in den letzten 150 Jahren verloren gegangen. Vor der Industrialisierung waren Wohn- und Arbeitsplatz oft identisch.

Das Zusammenleben in der Familie war intensiver. Der Status der klonischen Familie ist verloren gegangen und dementsprechend sind Telearbeiter nicht allein, weil sie von zu Hause arbeiten, sondern weil ihnen die Familienmitglieder verloren gingen. Unsere Gesellschaft hat sich verändert und mit ihr die Form des Zusammenlebens. Technologien bekommen einen anderen Stellenwert. Das 'Gruppenwerkzeug' Telefon als 'Fixed Line Phone' wurde in Form des Mobiltelefons zum 'individuellen Werkzeug'. Faxgeräte und Drucker wurden vor einigen Jahrzehnten noch von Gruppen geteilt und sind heute ebenfalls für jeden Büroarbeiter individuell

verfügbar. Auch im privaten Bereich ist dieser Trend nachvollziehbar. Fernsehen war eine Familienbeschäftigung. Man einigte sich auf ein Programm, das gemeinsam konsumiert wurde. Diskussionen und Meinungsfindungen gingen dem Akt des 'Fernsehens' voraus. Die Gruppe 'Familie' musste sich mit sich selbst beschäftigen. Fernsehapparate stehen zwischenzeitlich jedem Familienmitglied zur Verfügung. Eine Abstimmung ist nicht mehr notwendig. Jeder kann individuell sein Wunschprogramm konsumieren. Auch wäre der Koordinationsprozess bei dem umfangreichen Programmangebot viel schwieriger. Auch die Zeitabhängigkeit verschwindet. Die 'Prime-Time', die Hauptabendprogrammzeit brachte einen fixen Zeitablaufpunkt ins Familienleben. Ob gemeinsam oder individuell, die Zeit des Fernsehkonsums war identisch. Mit Video on Demand, Videorecordern und Fernsehen aus dem Internet geht die vorgegebene fixe Programmzeit verloren. Die Konsumenten sind frei. Sie können ihrem Wunsch und ihrer Veranlagung entsprechend konsumieren. Ältere Menschen machen die Morgenstunden, wenn sie nicht mehr schlafen können und andere Angebote noch nicht zur Verfügung stehen, zu ihrer 'Prime-Time'. Für Jugendliche, die spät ausgehen und nach Mitternacht heimkommen, sind die Nachtstunden zum Fernsehen optimal.

Wenige Gesellschaftsschichten bleiben in der klassischen Kernzeit. Dies zerstört den traditionellen Tagesablauf. Das gemeinsame Abendessen innerhalb der Familie geht zunehmend verloren. Essen ist kein gruppenspezifischer Prozess mehr. Jeder nimmt sein Essen individuell ein. Fast-Food-Fertigkost macht dies möglich. Tiefkühltruhen und Mikrowellenherd sind die technischen Hilfsmittel. Die Veränderung der Öffnungszeiten der Geschäfte erlaubt es auch Essenswünsche zu erfüllen, die gerade nicht mit Mitteln der hauseigenen Tiefkühltruhe befriedigt werden können. Fertige Speisen können auch via Internet geordert und an den heimischen Esstisch geliefert lassen werden. Nicht nur Pizzen,

Gesellschaft im Jahr 2010: Der vernetzte Egoist?

auch ganze Menüs werden zugestellt. Restaurants bedienen sich zunehmend spezialisierter Vertriebsfirmen, die ihre Speisen auch in Haushalte liefern. Der Konsument kann so von zu Hause bei einem 'Outlet' die Vorspeise eines Restaurants ordern und die Hauptspeise eines anderen Restaurants und als Dessert ein Eis eines speziellen Eissalons. Die Vertriebsfirma stellt dieses Menü zusammen und liefert. Ein Essensablauf, der in keinem Restaurant möglich ist.

Die Gruppe 'Familie' ist ein gutes Beispiel dafür, wie 'vernetzte Egoisten' heranwachsen. Jeder geht individuell seiner Beschäftigung nach. Schon das Kleinkind geht in 'seinen' Kindergarten, wie die Eltern jeweils in 'ihr' Büro. Abends kommt man zum Schlafen unter einem Dach zusammen. Auf Grund der Individualisierung der Freizeit, wird auch die 'gemeinsame Schlafzeit' geringer. Die Familie zerfällt in zusammenlebende Individualisten.

Ebenso zerfällt die Zeitachse. Öffnungszeiten von Geschäften werden ausgedehnt und via Internet kann 24 Stunden pro Tag eingekauft werden. E-Government erlaubt es dem Bürger zu jeder Tageszeit einen 'Behördenweg' zu erledigen. E-Learning macht das Lernen unabhängig von Unterrichtszeiten und Telearbeit hat keine festen Bürozeiten mehr. Der Mensch verliert fixe Anhaltspunkte auf der Zeitachse. Er hat so viele Freiheiten, dass es immer schwerer wird, sich zu orientieren. Der Mensch als Individuum wird neue Umgangsformen mit diesem – im Vergleich zu traditionellen Einteilungen – chaotischen Ablauf finden.

Der unabhängige Wissensarbeiter

Menschen müssen mit Unsicherheitsfaktoren leben. In Umständen des persönlichen 'Überlebens' werden egoistische Eigenschaften in den Vordergrund treten, ohne aber auf ein Netzwerk, auf die Hilfe anderer, die aber oberflächlich ist, zu verzichten. Technik ist dazu ein Hilfsmittel. Sie erleichtert das Leben. Auf die

Frage 'Beeinflusst die Technik den Menschen oder verwendet er die neuen Technologien nur als Werkzeug und erleichtert sich so das Leben?' kann nicht mit einer einzigen Antwort geantwortet werden. Es gibt mehrere Antworten, wie es auch mehrere mögliche Szenarien gibt, wie sich der Mensch verändert.

Vorhersagen sind nicht möglich. Propheten sind keine Wissenschaftler. Die Wissenschaft kann nur vom bestehenden Ausgangspunkt aus mögliche Szenarien entwerfen und diese fachlich untermauern. Im Volksmund sind die 'alten Zeiten', also die Vergangenheit immer die besseren. 'Früher war alles besser'. Vielleicht?! Die heutige Generation und die nächste haben davon aber nichts. Was vorbei ist, ist vorbei.

Wie die Zukunft aussehen kann, hängt davon ab, welchen Stellenwert die Technik hat und haben wird. Heute haben wir es mit einer technikfreundlichen Gesellschaft zu tun. Sie nimmt Neuerungen wie das Mobiltelefon positiv auf. Das kann sich aber ändern und eine technikfeindliche Gesellschaft würde ganz andere Szenarien entwickeln.

Die ersten Menschen hatten alle Handfertigkeiten. Alle konnten alles. Erst in späterer Folge kam es zur Spezialisierung und damit zur Arbeitsteilung. Gruppenarbeit war notwendig.

Im Bereich der Wissensarbeit gibt es einen Trend, der weg von der gruppendynamischen Arbeit geht. Computer stellen jedem alles zur Verfügung. Der Einzelne ist nicht mehr von anderen abhängig. Er kann eine Datenbank befragen. Der Einzelne hat so wie der Höhlenmensch wieder alle Fertigkeiten; zumindest was die Wissensverarbeitung betrifft und diese stellt den Großteil der heutigen Arbeit dar. Er kann unabhängig von anderen alleine arbeiten.

Individuum und Gemeinschaft. Das Unteilbare und das Gemeinsame

Peter Weibel

Zunächst möchte ich Johann Günther zu dem ausgezeichneten Titel 'Der vernetzte Egoist' gratulieren. Er liefert eine sehr präzise Beschreibung des Ist-Zustandes unserer Gesellschaft. Dieser Titel passt ausgezeichnet zu Karlsruhe – wenn Sie mir einige Syllogismen erlauben: Karlsruhe ist ja die Hauptstadt des Internets in Deutschland, also wäre sie auch, wenn die These, die wir gehört haben, stimmen würde, die Hauptstadt der vernetzten Egoisten. Aber das ist selbstverständlich nur ein Syllogismus.

Der Titel gefällt mir deshalb so gut, weil er ein zentrales Problem anspricht, vor dem wir heute stehen, nämlich wie sich das klassische Spiel zwischen Individuum, in diesem Zusammenhang dem Egoist, und der Gesellschaft verändert hat. Und wir sehen schon die Problematik, die darin besteht, dass die Struktur der Gesellschaft eben ein sehr brüchiges, sehr reißbares Netz geworden ist. Man spricht immer wieder vom sozialen Netz, das uns auffangen soll, und wir wissen heute alle, dass dieses soziale Netz nicht mehr so stabil ist wie früher. Das heißt, man sieht anhand der beiden Begriffe 'Egoist' und 'Gesellschaft' sehr deutlich einerseits eine Schwächung des Gemeinschaftlichen, des Verbindenden und gleichzeitig ist das Subjekt, der Mensch zum Egoisten geworden. Und gerade diese Dystopie, das Auseinanderklaffen dieser beiden Begriffe, ist das Wesentliche dieser Thematik. Sie wissen, was 'Individuum' eigentlich bedeutet: 'dividere' heißt teilen und man hat behauptet, dass das Individuum das ist, was nicht teilbar ist, das soziale Atom. Das Subjekt, das Individuum ist das, was nicht teilbar ist. Aber Gesellschaft bedeutet ja gerade das Gegenteil – denn sie ist das, was wir gemeinsam teilen. Herr Professor Günther zeigt, dass der Egoist derjenige ist, der nicht teilen

will. Das heißt, das, was Gesellschaft ausmacht, nämlich die Fähigkeit des Individuums über sich hinaus zu gehen, zu sagen, ich möchte teilen und ich kann teilen, dem widersetzt sich der Egoist. Gemeinsam ist, was wir teilen können. Diese Bruchstelle zwischen Gesellschaft und Individuum möchte ich skizzieren und zeigen, welche gewaltigen Veränderungen in den nächsten Jahren auf uns zukommen.

Welche Gemeinschaft erwartet uns? Meine Beschäftigung gilt also nicht der Psychologie der Ich-AG oder des Egoisten, sondern aufgrund dieses Konflikts der Frage, wie kann aus solchen Individuen überhaupt eine Gesellschaft entstehen? Was ist das Problem der globalen Vernetzung? Wie kann eine Netzgesellschaft, genauer gesagt, eine Gesellschaft, die rein technisch basiert ist, aussehen? Bisherige Gesellschaften, und das ist meine These, waren Gemeinschaften, in denen die Individuen etwas Gemeinsames, eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Religion, einen gemeinsamen Raum hatten oder Teil eines Volkes waren. Begriffe wie Wohngemeinschaft oder Ehegemeinschaft haben darauf hingewiesen, dass es so etwas gibt, was Individuen verbindet, was sie zusammenhält. Sie weisen darauf hin, dass es ein Verbindungssystem gibt, das soziologisch begründet ist. Ohne einen Zusammenschluss ist es kaum vorstellbar, dass eine Gesellschaft existieren könnte. Er gehört sogar zum Ursprung der Gesellschaft. In der Psychoanalyse von Freud gibt es die berühmte Szene der 'Urhorde'. Die Gemeinschaft der Schwächeren hat sich zusammengeschlossen, damit sie gemeinsam dem stärkeren Individuum Paroli bieten können. Das war eine Abmachung, die wir heute Gesetz nennen. Gewalt ist kein erlaubtes Mittel innerhalb der Gemeinschaft, sie ist nur erlaubt als ein Mittel gegen die Anderen, die andere Nation, Religion etc.

Das Gewaltmonopol und sehr viele Errungenschaften, die wir heute haben, der Bann des Gewaltmonopols, seine Kontrolle und viele grundlegende Eigenschaften der Zivilgesellschaft ha-

Individuum und Gemeinschaft.

ben eben mit dem Prinzip des Zusammenschlusses zu tun. Es ist also durchaus berechtigt zu fragen, inwieweit die Demokratie durch das Dispositiv des globalen Netzes bedroht wird, wenn die klassischen Formen des Zusammenschlusses, des Zusammengehörens nicht mehr funktionieren. Auch die Kommunikation wird an Maschinen delegiert, vom Anrufbeantworter bis zum Mobiltelefon. Dies zeigt, dass eine Angelegenheit, die zutiefst menschlich definiert wurde, auch von Maschinen erfüllt werden kann. Vom Klingeln des Mobiltelefons über den Autoschlüssel, die scheinbaren Selbstgespräche der Handybenutzer, all das zeigt, dass wir wesentliche Aspekte des Verbindenden zwischen den Individuen verloren haben.

Wir gewinnen zwar auch etwas Neues, aber die klassischen Techniken, mit denen wir uns zusammengeschlossen haben, diese Fähigkeiten gehen verloren. Denn in der Tat leben wir in einer rein technisch basierten Gemeinschaft. Das heisst, im Grunde sehen wir schon Anzeichen dafür, dass eine Kommunikation ohne den Menschen möglich ist. Die Konturen einer Gesellschaft, in der die Kommunikation zwischen den Maschinen stattfinden kann, ist eine Maschinengesellschaft und diese beherrscht eigentlich die Menschengesellschaft. Sie bedarf wie in dem Film 'Matrix' eines Neo, der versucht, das Menschliche zu retten.

Was bei dieser Verwandlung einer sozialen Gemeinschaft in eine digitale Gemeinschaft genau passiert, ist das Thema meiner kurzen Abhandlung. Man könnte also fragen, was sind die kommenden Gemeinschaften, welches Bild können wir uns von der Gemeinschaft machen, wenn es sich um eine globale Gesellschaft handelt, die nunmehr verletzt ist? Und hier differiere ich von den bisherigen Thesen – es wird eigentlich nicht um Subjekte gehen. Die vernetzten Subjekte, der vernetzte Egoist, das ist sozusagen die Übergangstheorie. Was in der Tat vernetzt wird, sind digitale Daten, finanzielle Transaktionen – jenseits von Raum und Zeit, jenseits von geopolitischen Überlegungen.

Die Vernetzung betrifft im Wesentlichen Güter, Transport, Informationen, im Grunde aber noch nicht die Vernetzung von Menschen. Das heißt, das Wesentliche dieser Vernetzung ist nicht so sehr die Angst, wie sie gelegentlich in dieser Konferenz beschworen wurde, dass aus dem Subjekt ein Egoist wird. Die Angst sollte sich vielmehr darauf richten, was bei der Vernetzung wirklich getilgt wird, nämlich beispielsweise der Ort. Das kann man sehr schön bei dem Schema sehen, das Johann Günther zeigt, nämlich "Hier und Jetzt".¹ Und dies sind zwei sehr klassische Begriffe – zwei Begriffe, die eigentlich atopisch sind, das heißt, die keine Utopie mehr enthalten. Der Mensch lässt sich nicht mehr vertrösten und sagt, ich bekomme das und das morgen, ich arbeite heute, der Lohn kommt morgen. Die Einstellung des Versicherungssystems, vom Rentensystem bis hin zum Religiösen wird aufgelöst. Das sind die entscheidenden Formungen der kommenden Gemeinschaften, dass jemand sagt, mich interessiert gar nicht, was für ein Lohn in Zukunft auf mich zukommt, ich möchte die Gratifikation, also den Lohn, hier und jetzt haben.

Und das heißt eigentlich Auslöschung des Ortes, des Topos. Der Unort ist ein Atopos. Man löscht quasi einen der wesentlichen Momente des Gesellschaftlichen, weil man gemeinsam von einer Utopie träumt, die wir nur gemeinsam verwirklichen können. Man schließt sich zusammen, um eben den Stärkeren zu besiegen oder um die Umwelt zu verändern bzw. umzugestalten, damit später das erreicht werden kann, was man möchte. Das heißt nicht, der Dezisionismus eines Neo in 'Matrix' zählt, sondern es geht darum, gemeinsam etwas zu erreichen. Das ist die klassische Utopie.

Das kann man sehr gut am Beispiel der Stadt sehen, die genau das eigentlich versprochen hat – die polis, aus der sich das Wort 'Politik' ja ableitet. Die Stadt hat, und das ist bei Aristoteles wie

1. Vgl. den Beitrag von Johann Günther in diesem Band.

Individuum und Gemeinschaft.

bei Spinoza nachzulesen, versprochen ein Ort zu sein, ein Topos, an dem verschiedene Menschen verschiedener Stile, verschiedenen Glaubens einen Ort teilen können. Das Wesen der Stadt besteht darin vorauszusetzen, dass wir uns diesen einen Ort teilen, auch wenn es zur Ghettobildung kommt. Aber das Bekenntnis, sich trotz der Verschiedenheit, trotz der unterschiedlichen Eigenheiten, einen Ort zu teilen, ist da.

Die digitale Gemeinschaft löst scheinbar dieses Denken in Orten auf, und jeder glaubt irrtümlich, es spielt keine Rolle, wo ich bin – wir wohnen jetzt alle an einem Ort und das ist das virtuelle Netz. Die Illusion, die das Netz erzeugt, besteht darin, dass es tatsächlich keinen Ort gibt – keinen Topos, und damit wird eben etwas zerstört. Ganz paradox: das Netz zerstört diesen Glauben an die Vielfalt an einem Ort. Es kommt darauf an, dass diese Erfahrung, die wir gemacht haben, wie wir aus dem Ort heraus Gemeinsamkeit erzeugen können, erst ins Netz hineingetragen wird. Sie ist nicht etwas, was das Netz uns selbst gibt.

Es gibt drei philosophische Werke, auf die ich mich kurz beziehen möchte, die sich den eigentlichen Problemen der kommenden Gemeinschaft stellen. Der erste ist Jean-Luc Nancy mit seinem Werk 'La Communauté Désœuvrée' (1982)² – die Gesellschaft ohne Werk. Er bezieht sich auf eine Gesellschaft ohne Subjekte. Nancy stellt das Gemeinsame des Werkes in den Mittelpunkt – die Gemeinsamkeit der Arbeit. Er stellt uns die Frage, was ist eine Gesellschaft, die ohne Werk ist, was ist eine 'entwerkte' Gesellschaft? Er stellt sogar die These auf, dass so eine Gesellschaft eine undarstellbare Gesellschaft sei. Daher leitet sich auch der deutsche Titel des Buches ab, der nicht von einer 'entwerkten' sondern von einer 'undarstellbaren' Gesellschaft spricht. Der Knoten im Netz ist nicht das Ich, das Entscheidende ist nicht die Vernetzung von Egoisten, sondern das Entscheidende ist die Ver-

2. Nancy, Jean-Luc: Die undarstellbare Gemeinschaft, Stuttgart 1988.

netzung ohne Werk. Es wird den klassischen Begriff von Werk nicht mehr geben, der uns gemeinsam verbindet, so dass eine Gruppe von Menschen sagen kann, das ist unser Werk, das hat unsere Gemeinschaft gestiftet. Das ist es, was sich verändert. Man muss weniger Angst haben vor dem zunehmenden Egoismus, den wir täglich erfahren; das, vor dem wir uns fürchten müssen, ist, dem Werk, der Arbeit in der zukünftigen Gesellschaft noch einen Platz zuzuteilen.

Die Gesellschaft ohne ein gemeinschaftliches Werk, das ist die eigentliche Gefahr. Ohne dieses gemeinschaftliche Werk gibt es keine Kommunikation, keine *communitas*. Sie ist gegründet auf dem, was den Werken entgeht, was ausgesetzt bleibt – eine Entwertung. Hier sehen Sie eine verborgene Kritik der Mechanismen der Mediengesellschaft. Wenn Leute Fernsehprogramme praktisch gar nicht anbieten, sondern es statt dessen Kanäle mit Beteiligung des Publikums gibt, z.B. bei denen Leute anrufen und das Fernsehen von diesen Anrufen lebt, dann wird hier gar kein Werk mehr geschaffen, sondern der eigentliche Fernsehvorgang ist die Tätigkeit des Anrufs. Diese Menschen sind keine vernetzten Egoisten, sondern was sich hier ausbildet ist das Modell einer Gesellschaft, die sich ohne Werk und nur durch eine Scheinkommunikation gründet. Die anrufenden Zuschauer bilden eine Gemeinschaft, sie kreisen quasi um einen gemeinsamen virtuellen Ort, aber sie schaffen kein Werk, sie schaffen nichts Bleibendes, nichts Verbindendes. Das Fernsehen hat in diesem Sinne antigesellschaftliche, antidemokratische Tendenzen.

Was dabei geschieht, wird von Maurice Blanchot in dem zweiten Buch, auf das ich gerne eingehen möchte, beschrieben. Dieser hat sich auf das Werk von Jean-Luc Nancy bezogen und ging sogar noch einen Schritt weiter. 'La communauté inavouable' (1983),³ so der Titel des Buches – also nicht nur eine undarstell-

3. Blanchot, Maurice: *La communauté inavouable*, Paris 1983.

Individuum und Gemeinschaft.

bare Gesellschaft, sondern noch etwas pessimistischer, eine Gemeinschaft, über die man eigentlich gar nicht sprechen kann, also eine uneingestandene Gesellschaft. Er behauptet, dass eine Gesellschaft gar nicht repräsentierbar sei, und spricht von deren Implosio, genauer von der Implosion der communauté im Kommunismus. Er schreibt von der Explosion der communauté in der globalen Vernetzungsgesellschaft. Aber er setzt beides gleich: sowohl die Explosion wie auch die Implosion bedeuten ein Ende der Kommunikation.

Und damit wir das Ganze nicht zu negativ interpretieren müssen, beziehe ich mich noch auf ein drittes Werk, und zwar auf Giorgio Agambens 'Die kommende Gemeinschaft' (2003).⁴ Er fasst darin die zentralen Probleme zusammen, die ich hier angedeutet habe: das Utopische, das eine jede Gemeinschaft als das Gemeinschaftstiftende braucht, das Individuen zu einer Gesellschaft verbinden kann. Er fasst dies positiv zusammen, indem er den Begriff der Utopie auf eine merkwürdige Weise umdreht. Topos ist der Platz, Utopie bedeutet eigentlich 'kein Platz', 'kein Ort' – und er sagt, die Utopie müsste 'die Verortung der Dinge' sein, Dinge wieder an einen Ort zurückzuführen, aus der Ortlosigkeit des Netzes müssen die Gemeinschaften wieder in die Verortung zurückfinden. Der springende Punkt ist: Utopie hieß immer so viel wie 'irgendwo'. Daher hat sich ein utopisches Denken ausgebildet, das sagt, wir wollen jetzt nicht mehr irgendwo glücklich werden, sondern wir wollen Hier und Jetzt etwas erreichen. In diesem Anspruch des Egoisten im Hier und Jetzt kann man auch etwas Positives sehen, eine Umdrehung des klassischen utopischen Denkens.

Aus diesem Egoismus wird Positives zu ziehen sein. Der Trend bei den kommenden Gemeinschaften wird das Verlangen danach sein, die eigene Utopie nicht morgen und irgendwo zu haben,

4. Agamben, Giorgio: Die kommende Gemeinschaft, Berlin 2003.

sondern die Erfüllung der Gestaltungswünsche hier und jetzt. Hier und Jetzt heißt somit nichts anderes als im 'Topos'. Das, was wir also vorhin negativ erlebt haben, können wir auch positiv sehen: der Egoist ist ein Individuum, das fordert, die Utopie müsse jetzt stattfinden. Er gibt somit nicht das Utopische auf, er kleidet es sozusagen nur in kapitalistische Formen. Der Egoist behauptet, die Utopie muss im Ort stattfinden, nicht im ortlosen Netz – das ist der Widerspruch.

Die kommende Gemeinschaft wird also bestimmt sein von einem Rekurs weg von der Utopie, vom Nicht-Ort zurück zum Ort selber. In dem Moment, so schreibt Agamben, in dem wir wahrnehmen, dass die Welt irreparabel ist, wird sie transzendent. Das ist eine sehr interessante Botschaft. Wenn wir zugeben, dass die Welt irreparabel ist, dann würden wir sagen, sie sei transzendent, sie funktioniert nur irgendwo, nicht hier und nicht jetzt. Und dies ist klarerweise falsch. Der Glaube der Welt, und das wird die kommende Gemeinschaft bestimmen, ist nicht transzendent. Wir können hier und jetzt etwas einlösen und versprechen und deshalb ist die Welt auch reparabel.

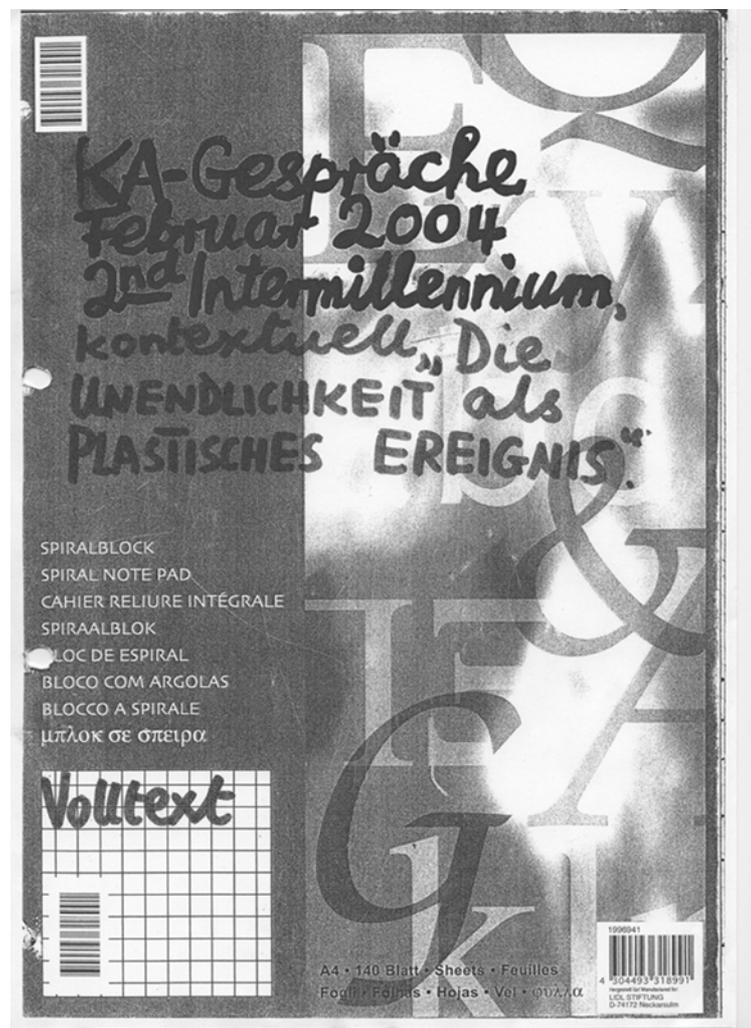
Das heißt, der vernetzte Egoist kann auch als einer gelesen werden, der an die Reparabilität der Welt glaubt. Er ist ein scheuer Utopist. Das scheint mir ein Glaube an die Verbesserungsmöglichkeit der Welt zu sein, der die kommenden Gemeinschaften bestimmen wird. Man wird also erleben, dass die digitale Gemeinschaft eine 'community of practice' sein wird – eine Gemeinschaft der Praktiken. Was die Leute verbinden wird, ist die Gemeinsamkeit der Praktiken. Das ist es, was die kommenden Gemeinschaften erfüllen können. Diese 'Gemeinsamkeit der Praktiken' wird unter einem Leitsatz stehen, nämlich dem von Gregory Bateson stammenden: "Eine Information ist ein Unterschied, der einen Unterschied ausmacht." Wenn wir also feststellen, dass wir im Informationszeitalter leben, stellen wir gleichzeitig fest, dass wir in einem Zeitalter der Unterschiede leben. Es gibt

Individuum und Gemeinschaft.

keine Information ohne Unterscheidung. Wir müssen uns also zur Unterschiedlichkeit, zum Heterogenen, nicht zum Homogenen, zum Gleichen bekennen. Die kommenden Gemeinschaften werden von dem Wissen geleitet, dass die Informationsgesellschaft eine Gesellschaft der Unterscheidung und der Unterschiede ist – also gerade das Gegenteil davon, was uns die Utopisten des Freien Marktes erzählen. Die Utopie der vernetzten Egoisten ist die der Unterscheidung.

Die Unendlichkeit als plastisches Ereignis

Mo Eloga



1 KA-Gespräche Fr. 13 Febr 2006

Die Form der Fragestellung oder Präzisierung einer Diskussionsthematik ist oft ein klares Indiz für den Krisencharakter einer Epoche.

Die Vergänglichkeit ist das wichtigste Element der Ewigkeit, weil man nur vermissen kann, was man begrenzt raumzeitlich kennt. Der vernetzte Egoist ist kontextuell, enzyklopädisch und radikal gestellt, krisenbetont und zeitgerecht lanziert.

Ich möchte mich aufrichtig bei den Organisatoren bedanken für diese konzise Demarkation-

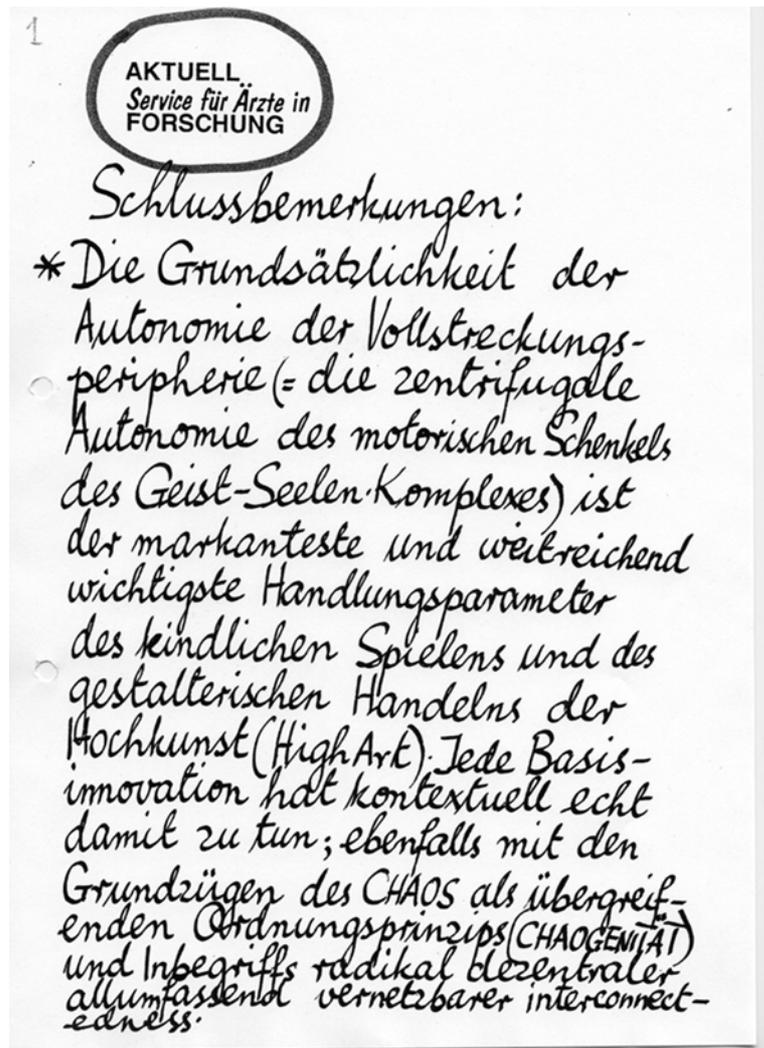
ionsarbeit im Vorfeld. Der Mensch als eigen tümliches Wesen ist und war nie ein generisches Kollektiv (Herdentier) „Der vernetzte Egoist“ obwohl „gestochen scharf als Diskussionszentrum dargestellt steht, ist trotzdem eine sehr komplexe hochaktuelle Thematik von gewaltigen Zusammenhängen mit galoppierenden fächerübergreifenden Überlappungen. Kreuzbefruchtende TRANS-DISZIPLINARITÄT in FORSCHUNGSEMPIRIE, die ich weltweit scharf galvanisiere ist Hirn und Herz davon, mit besonderem Akzent auf das verkörperte Schicksal des

3
INDIVIDUUMS, in dem erstaunlich hochgradig komplexen Vorgang und Durchgang der KREATIVITÄT. Ich danke den Organisatoren und Verantwortlichen nochmal für diese wertvolle präliminare Transparenz die den Gesprächspartnern freie Hand und Raum gibt für engagierte Richtungsstreitigkeit oder Präzedenzstreitigkeit.

○ Erlauben Sie mir bitte in diesem kritischen Trifurkationspunkt ein gewichtiges Wort über die folgenschwerere Vernetzungsmodalität in der OKORENAISSANCE sagen: Das digitale Zeitalter, d.h. die Zeit der Vollimplementierung

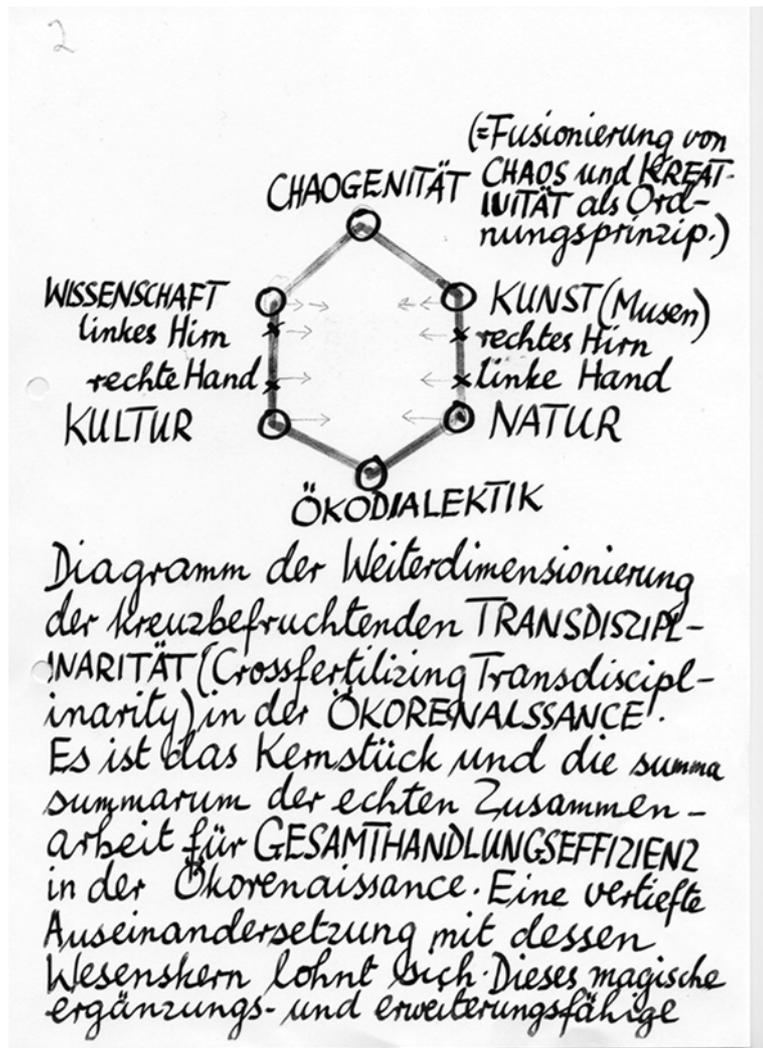
4 der bereits entdeckten diffusen Naturalgorithmen, ist ein echtes Derivat, wenn nicht das Korollar oder reales Parallelereignis der ÖKORENAISSANCE. Die Ökorennaissance (E in Amerika Ecorenaissance) ist eine noch nie dagewesene fulminant-furiose Befindlichkeit der ZEIT für die Rehabilitierung und Nobilitierung der ständig anthropogen penalisierten PRIMÄRWIRKLICHKEIT mit der Wiedergeburt der NATUR als Umwelt ganz im Zentrum des Geschehens. Hier wird übrigens der Mensch vom Platzhalter des Nichts zum Hüter und Hirten des Seins.

[...]¹



1. Der vollständige Text ist am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft (zak.uni-karlsruhe.de) als Broschüre erhältlich.

Die Unendlichkeit als plastisches Ereignis



³
Sechseck (Hexagonal) ist nicht gegen Spezialisierung in irgendeiner Form. Im Gegenteil, die gewonnene wertvolle Transparenz ist bei der Spezialisierung in einem beliebigen Gebiet hilfreich.

- * ÖKODIALEKTIK als intellektuelles Schlüsselereignis der kulturellen Anstrengungen und Bemühungen der ENDMODERNE. Die Okodialektik ist quasi ein neuer Alphabetismus, wenn nicht sogar eine neue Zivilisation des zweiten Inter Millenniums oder des angebrochenen Drittmillenniums.
- Fortführung der FORSCHUNGSEMPIRIE mit ahypothetischem Kampfgeist und Experimentierelan um KUNST und WISSENSCHAFT als signifikante Kittsubstanz und fortgeschrittene

⁴
Symbionten unserer ZEIT näher
zueinander zu bringen und
versöhnend zusammenzuführen;
= let meet and part as primi
inter pares in crossfertilization.

Wirkungszusammenhänge und
Bedingtheiten von Kunst und
Wissenschaft als KULTUREINHEITEN
pointiert darstellen; d.h.
zutreffendes Bild von der Welt
heute vermitteln und unserer
ZEIT als geschichtlichem Intervall,
eine Kategorie, mit eigenem
markantem postrelativistischem
Profil verleihen.

*Die Eigenart und Entwicklung
der Modernen Kunst führt un-
weigerlich achronistisch zu
der ENDMODERNE. Dies steht
und fällt strategisch mit einem

⁵
nachhaltigen PARADIGMENWECHSEL
bei bereits deutlich vollzogenen
Bedeutungs- und Relevanzverschiebungen
in alle Richtungen.

- Die Endmoderne (Kunst und
Intellektualität als Tandem)
ist ein weiter entwicklungsfähiger
aggregierter Endpunkt aus
einer Krebsgangssituation: ein
wahres Spiegelbild der Befindlichkeit
und Disponiertheit
unserer Zeit - der Ökorennaissance.
- Der kanonische Entwicklungsbegriff
mit dem sich die Frühavantgarde
selbstsicher und distinkt legitimierte,
nämlich effektive Revitalisierung
einer verkrustenden Kunstgattung
durch adäquaten Medienwechsel,
bleibt weiter das Leitmotiv der
Endmoderne; und zwar beim
Beibehalten der Wesensmerkmale.

Es darf nicht selbst zum Verhängnis werden.
Das Meta-meta-Epiphänomen der Kunstmetaphysik darf nicht dominierend oder tonangebend werden. Die Kunst darf nicht in eine Abhängigkeit von philosophischem zerfließen und kontraproduktiv leer laufen, so dass Kunstgeschichte nur noch als reine Geistesgeschichte wird. Die differenzierenden Bezüge zwischen Hochkunst (High Art) und dokumentarischen Belegen müssen immer transparent bleiben. So bleibt die Menschenspezifität mit dem stringent begleitenden Bewusstsein immer als ein leuchtendes Kriterium der künstlerischen Schöpfung und die künstlerische TRADITION trägt selbst immer in sich den subversiven Zahn für einen legitimierten zeitadäquaten PARADIGMENWECHSEL.

Soziale Gegenwart
zwischen Vernetzung und Isolierung?

Werden wir alle 'Singles'?

Stefan Hradil

Beginnen möchte ich mit zwei Beispielen:

1. In meiner Freizeit fahre ich gerne Rad. Freunde haben mir deshalb vor einiger Zeit ein Buch geschenkt, das ich in meiner Jugend in den 1950ern schon einmal gelesen hatte. Bei der erneuten Lektüre fast 50 Jahre später fiel mir auf, dass in diesem Reisebericht fast ausschließlich von 'äußeren' Geschehnissen, von den besuchten Stätten, von den Begegnungen etc. die Rede ist. Angesichts dessen bemerkte ich erst, dass in den neueren Reiseberichten, die ich in letzter Zeit gelesen hatte, die 'inneren' Empfindungen, die Beweggründe etc. der Reisenden einen viel breiteren Raum eingenommen hatte.
2. In Familien war es noch vor 20 oder 30 Jahren völlig selbstverständlich, dass das Mittagessen an Sonntagen gemeinsam zu einer festen Uhrzeit eingenommen wurde. Haben Sie in letzter Zeit einmal versucht, Ihre Lieben an einem Sonntag gemeinsam an den Esstisch zu bringen? Das dürfte Ihnen, wenn überhaupt, erst nach umfangreichen Organisationsbemühungen geglückt sein, indem Sie die Wünsche und Vorhaben der einzelnen Familienmitglieder mühsam einander angleichen mussten.

Die beiden Beispiele vermitteln den Eindruck, dass die Einzelnen seit dem Ende der Nachkriegszeit immer mehr ihr eigenes Leben lebten. Dabei spielten die Innenleben der Menschen, das heißt die Wahrnehmungen, die Zu- und Abneigungen, die Pläne etc. der Einzelnen, eine immer größere Rolle. Und zunehmend richtete sich die Aufmerksamkeit der Individuen auf sich selbst.

Dieser aus den Beispielen gewonnene Eindruck wird untermauert durch neuere soziologische Analysen der gesellschaftlichen Ent-

wicklung. Drei von ihnen sind so bekannt geworden, dass sie schon fast zur Allgemeinbildung zu rechnen sind:

1. Die These vom Wertewandel

Der US-amerikanische Politikwissenschaftler Ronald Inglehart hat 1977 in seinem Buch 'The Silent Revolution' die These vom Wertewandel in wohlhabenden Gesellschaften publiziert. Hiernach entstehen Werthaltungen aus den Lebensumständen, die Menschen als Mangel empfinden. Wenn es an allem fehlt, dann empfinden die Menschen zunächst Mangel an materiellen Gütern. Erst wenn diese zur Verfügung stehen, gerät wahrgenommener Mangel an sozialer und psychischer Befriedigung zu Werthaltungen. Weiterhin besagt die These vom Wertewandel, dass Werte beim Einzelnen in der Jugend entstehen und dann lebenslang mehr oder minder gleich bleiben.

Diesen Thesen zu Folge behauptete Ronald Inglehart, dass die Menschen, die in der Not der Nachkriegszeit groß geworden sind, Mangel an materiellem Wohlstand empfanden. Sie entwickelten dementsprechend Besitzwerte und Pflichtwerte, um in den Besitz materieller Güter zu gelangen. Demgegenüber – so Inglehart – empfand die Generation, die in den 1970er und 1980er Jahren erwachsen geworden ist, Mangel an individueller Freiheit. Die '68er' und ihre Nachfolgejahrgänge beklagten zu viele Vorschriften bezüglich Hierarchien, Sexualität, Kleidung etc. und entwickelten dementsprechend Entfaltungs- und Selbstverwirklichungswerte. Deshalb sah Ronald Inglehart einen 'Wertewandel' voraus: In der Bevölkerung werden die 'postmaterialistischen' Selbstverwirklicher immer mehr die 'materialistischen' Pflichtmenschen verdrängen. Die empirische Forschung prüfte diese Aussagen in vielen Ländern nach und fand sie im Großen und Ganzen bestätigt, wenn auch festgestellt wurde, dass ein sehr großer Teil der Menschen teils materielle und teils postmaterielle Werte anstrebte.

Werden wir alle 'Singles'?

2. Die Individualisierungsthese

In den 1980ern veröffentlichte der Münchener Soziologe Ulrich Beck in seinem Buch 'Die Risikogesellschaft' eine Theorie der Individualisierung. Hiernach verschaffte seit den späten 1960er Jahren die Vermehrung von Wohlstand, Bildung, sozialer Sicherheit, Mobilität, etc. den einzelnen immer mehr Ressourcen. Dies ermöglichte es ihnen, sich aus den Einbindungen in traditionelle Gemeinschaften (Familien, Gemeinden, Klassen) zu lösen. Sie sind, nun freigesetzt, in der Lage, aber auch verpflichtet, ihr Leben, ihren Lebensweg selbst zu planen und zu beschreiten. Es entstanden neue mühsame 'riskante Freiheiten'. Wenn sie wollen, schließen sich die Menschen zu Wahlgemeinschaften auf Zeit zusammen: zu Szenen, Cliques, Lebensstilgruppierungen, Milieus.

3. Die These von der Erlebnisgesellschaft

1992 publizierte Gerhard Schulze sein bekannt gewordenes Buch 'Die Erlebnisgesellschaft'. Darin kommt er zum Schluss, dass die Menschen immer weniger 'außengeleitet' und immer mehr 'innengeleitet' leben. Das Ziel ihrer Bemühungen wird immer mehr, die eigenen positiven Empfindungen zu vermehren. 'Erlebnissrationalität' nennt das Gerhard Schulze.

Fasst man die drei eben skizzierten Analysen zusammen, so ergibt sich, dass sich die Soziologen weitgehend einig sind: Die Verbesserung der Lebensumstände und die Vermehrung der persönlichen Ressourcenvermehrung hat seit den späten 1960er Jahren eine wachsende Neigung der Menschen bewirkt, diese neuen Möglichkeiten für sich selbst auszukosten.

Daraus entstehen Fragen:

Werden wir alle 'Singles'? Werden wir alle zu isolierten, auf uns selbst und unsere persönliche Entwicklung bezogene Wesen, die

ständig ihre Empfindungen pflegen, die Kontakte als Experimente auf Zeit verstehen und Beständigkeit allenfalls per E-Mail pflegen?

Versteht man die Frage wörtlich, so lautet die Antwort zweifellos: nein. Denn es gibt viel weniger Singles, als die meisten meinen. Und es kann überhaupt keine Rede davon sein, dass wir alle auf dem Weg sind, zu Singles zu werden, obwohl die Zahl der Singles zunimmt.

Um diese Antwort richtig einschätzen zu können, ist zunächst zu klären: Wer ist überhaupt ein Single und wer nicht?

Man kann den Begriff 'Single' weiter und enger definieren:

- als 'Single' bezeichnet man entweder alle Alleinlebenden im mittleren Lebensalter. Davon gibt es derzeit in Deutschland ca. 7 Millionen.
- von ihnen hat aber etwa ein Drittel einen Partner. Scheiden wir diese Paare mit getrenntem Wohnsitz aus der Betrachtung aus, so bleiben die Alleinlebenden im mittleren Lebensalter ohne Partner. Etwa 4 Millionen Menschen sind 'Singles' in diesem Sinne.
- eine etwas andere Abgrenzung versteht als 'Single' alle Menschen, die im mittleren Lebensalter keinen Partner haben, einerlei, ob sie alleine leben oder etwa als Alleinerziehende. Schätzungsweise 8 Millionen Menschen in Deutschland sind partnerlos im mittleren Lebensalter.

Bedenkt man, dass selbst die zuletzt genannte weiteste Definition zum Ergebnis kommt, dass weniger als ein Zehntel der Einwohner Deutschlands Singles sind, so erweisen sich viele schrille Pressemeldungen als Unsinn: 'Schon ein Drittel der Deutschen sind Singles' schrieb einmal die renommierte Süddeutsche Zeitung in einer dreispaltigen Überschrift. Hier wurde, wie so oft, der Anteil der Einpersonenhaushalte an allen Haushalten Deutschlands (ca. 37%) mit dem Anteil der Singles an allen Personen Deutsch-

Werden wir alle 'Singles'?

lands verwechselt. Es wurde nicht berücksichtigt, dass in dem guten Drittel der Privathaushalte in Deutschland, in dem jeweils nur eine Person lebt, viel weniger als ein Drittel aller Menschen wohnen, nämlich nur ca. 16%. Dazu wurde vergessen, dass man allenfalls die Hälfte dieser Menschen sinnvollerweise als Singles bezeichnen kann. 78-jährige Witwen und 21-jährige Studierende sind keine Singles, sondern nur Menschen im mittleren, d.h. 'im besten Familienlebensalter'. Also, wörtlich genommen, sind wir bestimmt nicht auf dem Weg in die Single-Gesellschaft.

Aber vielleicht werden wir ja im übertragenen Sinne zu Singles? Werden wir alle zu diesen losgelösten, sich selbst bespiegelnden Einzelwesen, die ständig pendeln zwischen Autismus und hektischer Kontaktsuche? Dazu muss man ja weder alleine wohnen noch partnerlos sein.

Dafür gibt es in der Tat manche Anzeichen: Allenthalben finden 'events' statt; Erlebnisbäder verdrängen simple Schwimmbäder; die Lust am ortlosen Kommunizieren im 'Cyber Space' wächst; und wenn Gemeinschaften überhaupt Konjunktur haben, dann anscheinend in Form virtueller Gemeinschaften. Gerade begutachte ich eine Habilitationsarbeit, die sich mit der Frage beschäftigt, ob bzw. wie in ihnen so etwas wie Vertrauen entstehen kann. Diese seit Jahren andauernden Tendenzen hin zur Vereinzelung und zu immer größerer Aufmerksamkeit auf die Empfindungen der Einzelnen sind unübersehbar und weithin bekannt. Dennoch werden sie unser Leben nicht ganz und gar ausmachen. Da bin ich ganz sicher. Wieso?

Es gibt nämlich bereits massive Gegenteilstendenzen, die weg führen von der Individualisierung. Es gibt einen 'Wandel des Wertewandels', der meines Erachtens in der öffentlichen Diskussion noch viel zu wenig beachtet wird. Ich finde es daher sehr richtig, dass die Veranstalter hinter das Thema dieser Veranstaltung 'Der ver-netzte Egoist?' ein Fragezeichen gesetzt haben.

Die Gegentendenzen weg von der 'Versingelung' werden von den gesellschaftlichen 'Frühwarnsystemen' – nein, damit meine ich nicht die Soziologie, sondern die Künste, die Literatur, die Filmemacher, die Theaterautoren – schon seit einiger Zeit registriert. In Filmen (wie 'Schokolade', 'Schiffsnachrichten', 'Die wunderbare Welt der Amelie') wird die Harmonie, die Gemeinschaft regelrecht gefeiert. Von Selbstverwirklichern keine Spur mehr. In Theaterstücken (Franz Xaver Kroetz: 'Wunschkonzert') und in Fernsehserien ('Sex and the City', 'Ally McBeal'), in TV-'Kuppelshows' geraten Singles zu leicht neurotischen Defizitwesen, die ständig auf der Suche nach einem Partner sind. Vom ehemaligen Leitbild des strahlend-autonomen Alleinlebenden ist nichts mehr zu entdecken. Eher schon sind Singles zu 'Leidbildern' geworden. Auch wer sich in der Uni umsieht, wird viele anpassungswillige, leistungsbereite, oft geradezu harmoniesüchtige und ordnungshungrige Studierende entdecken, aber kaum entfaltungsorientierte individuelle Erlebnismanager.

Sie mögen einwenden, das seien allenfalls Hinweise: Wo bleiben die Beweise?

Die gibt es: Die Sozialwissenschaftler haben aus Werteuntersuchungen und Jugendstudien mittlerweile genügend belastbare empirische Befunde, die die obigen Eindrücke bestärken. Offenkundig ist der Wertewandel tatsächlich im Begriff, sich seinerseits zu wandeln. Die Werte der Gemeinschaft, der Sicherheit und der 'einfachen Ordnungen' sind auf dem Vormarsch.

Einige wenige Zitate mögen als Belege genügen. In der Shell-Jugendstudie 2002 ist zu lesen:

Ein Überblick zeigt [...], dass fast allen Jugendlichen Freundschaft und Partnerschaft wichtig sind [...]. Etwas weniger Jugendliche, aber dennoch die allermeisten, schätzen die Wertorientierung 'ein gutes Familienleben führen'. Ebenso viele wollen 'eigenverantwortlich leben und handeln' und 'viele Kontakte zu anderen Menschen haben'. Diese Wertorientierungen stellten

Werden wir alle 'Singles'?

somit die übergreifenden Grundwerte der Jugend dar, ohne die kaum ein Jugendlicher auskommt, insbesondere bezüglich Partnerschaft und Freundschaft. Die sozialen Grundwerte beziehen sich auf die private Harmonie, auf den Anspruch auf eine eigenständige Lebensführung und auf Bedürfnisse nach Geselligkeit und sozialem Austausch im kleinen oder größeren Kreis.¹

Ein ähnliches Zitat aus der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse 1999:

Das Streben nach 'Freiheit und Unabhängigkeit' hat zwischen dem Ende der 80er und der Mitte der 90er Jahre deutlich um 10 Prozentpunkte an Reichweite verloren. Im Gegenzug wurde 'Sicherheit und Geborgenheit' im gleichen Zeitraum von immer mehr Menschen als 'ganz besonders wichtig' erachtet (+ 10 Prozentpunkte). [...]

Die oft als egoistisch bezeichneten Selbstverwirklichungstendenzen der 60er und 70er Jahre wurden bis zur Mitte der 90er Jahre hin zunehmend unpopulär. Gerade die öffentlich als verloren geglaubten sozialen und familiären Orientierungen waren hingegen schlicht 'in'.²

Die eben vorgetragenen Forschungsergebnisse machen deutlich, dass sich die Präferenzen vieler Menschen, insbesondere der jungen, verändert haben. Sie rücken nicht mehr so sehr sich selbst und ihre Entfaltung, sondern immer mehr ihr Zusammenleben mit anderen in den Vordergrund. Angesichts dieser Befunde fragt man nach den Gründen. Weshalb kam es zum Wandel des Wertewandels?

Bleibt man in der o.a. Erklärungslogik des Wertewandels, so ist im Rückblick zu erkennen, dass die Menschen, besonders die jungen, in den 1990er Jahren durchaus Mangelserfahrungen hat-

1. Gensicke, Thomas: Individualität und Sicherheit in neuer Synthese? Wertorientierungen und gesellschaftliche Aktivität, in: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002, Frankfurt am Main 2002, S. 142.

2. Duncker, Christian: Dimensionen des Wertewandels in Deutschland. Eine Analyse anhand ausgewählter Zeitreihen, Frankfurt am Main 1998, S. 95.

ten: Die ökonomische Lage war unsicher, beispielsweise war es für viele junge Menschen nicht einfach, eine Lehrstelle oder einen Arbeitsplatz zu finden. Zudem waren die Erfahrungen mit der sehr weitgehend ausgelebten Individualisierung oft schlecht: So hatten Selbstverwirklichungsbestrebungen häufig mühsame Aushandlungsprozesse und Konflikte (z.B. zwischen Ehepartnern) zur Folge. Und schließlich erfuhren die aus Familie, Gemeinde und Klasse 'freigesetzten' Individuen oft ihre Orientierungsschwierigkeiten, wenn sie versuchten, ihr Leben in der neuen Freiheit zu führen.

Die Konsequenzen, die viele Menschen aus diesen negativen Erfahrungen gezogen haben, liefen darauf hinaus, 'neue alte' Werte obenan zu stellen: Sicherheit, Gemeinschaft und die Einfügung in einfache, hergebrachte Ordnungen wurden seit den 1990ern vielen Menschen immer wichtiger. Oder plakativ ausgedrückt: Die Familie ist 'in', Singles sind 'out'. Die Entwicklung ging weg vom Ich und hin zum Wir. Dieser Trend setzt sich nicht aus Optionen, auch nicht aus Aktionen, sondern aus Reaktionen von Menschen zusammen. Und die Gemeinschaften, die seither erstrebt werden, sind auch keine Wahlgemeinschaften auf Widerruf, sondern Dauergemeinschaften mit Verpflichtungscharakter und geradezu archaischem Treueanspruch.

A propos 'neue alte' Werte: Laufen wir wieder auf die 1950er Jahre zu? Auf die heile Welt? Ich meine, wir werden das nicht erleben. Erstens deshalb nicht, weil die Chancen der Menschen nicht allzu gut stehen, ihre erstarkten 'neuen alten' Sicherheits-, Gemeinschafts- und Einordnungswerte in ihrem Leben auch zu verwirklichen. Globalisierung, technologische Umbrüche, Konkurrenz und mangelndes Know-how (auch Gemeinschaft muss gelernt sein) werden Unsicherheiten, Auseinandersetzungen und Unordnung in Beruf und Familie nach sich ziehen. Manche der ersehnten Gemeinschaften (Familien, Ehen, Freundschaften) werden zerstört werden. Viele werden als Single wider Willen leben.

Werden wir alle 'Singles'?

Zweitens werden die Verhältnisse der Nachkriegszeit nicht wieder aufleben, weil die Einzelnen, nicht zuletzt auch die Frauen und die Kinder, heute viel mehr Bildung, Einkommen und Selbstbewusstsein besitzen, als dass jene selbstverständlichen Gemeinschaften mit Zwangscharakter entstehen könnten, die aus den 1950er Jahren überliefert sind.

Fazit

Wir werden bestimmt nicht alle zu 'Singles' werden, weder in wörtlicher noch in übertragener Bedeutung. Aber wir werden auch nicht alle in jenen harmonischen ordentlichen Gemeinschaften leben, leben können, leben wollen, die derzeit geträumt werden. Für die Vernetzung von Einzelnen besteht weiter Bedarf.

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft, Frankfurt am Main 1986.
- Duncker, Christian: Dimensionen des Wertewandels in Deutschland. Eine Analyse anhand ausgewählter Zeitreihen, Frankfurt am Main 1998.
- Duncker, Christian: Verlust der Werte? Wertewandel zwischen Meinungen und Tatsachen, Wiesbaden 2000.
- Gensicke, Thomas: Individualität und Sicherheit in neuer Synthese? Wertorientierungen und gesellschaftliche Aktivität, in: Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002, Frankfurt am Main 2002, S. 139-212.
- Hradil, Stefan: Vom Wandel des Wertewandels. Die Individualisierung und eine ihrer Gegenbewegungen, in: Glatzer, Wolfgang/Habich, Roland/Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.): Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung. Für Wolfgang Zapf, Opladen 2002, S. 31-48.
- Hradil, Stefan: Der Wandel des Wertewandels, in: Gesellschaft – Wirtschaft – Politik, Heft 4, S. 409-420.
- Hradil, Stefan: Die Suche nach Sicherheit und Gemeinschaft in der individualisierten Gesellschaft, in: Hillmann, Karl-Heinz/Oesterdiekhoff, Georg W. (Hrsg.): Die Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens. Eine Herausforderung für die Soziologie, Opladen 2003, S. 111-126.
- Hradil, Stefan: Vom Leitbild zum 'Leidbild' – Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der 'Wandel des Wertewandels', in: Zeitschrift für Familienforschung, 15. Jg., Heft 1, S. 38-54.
- Inglehart, Ronald: The Silent Revolution, Princeton 1977.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt am Main 1992.

Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko? Diagnose einer Einstellung

Ronald Hitzler

Augenscheinlich gibt es gegenwärtig ein Spannungsverhältnis zwischen Jugendlichkeit hier und Erwachsensein da, welches wesentlich grundsätzlicher ist als das, was wir üblicherweise meinen, wenn wir von Generationskonflikten sprechen. Dieses Spannungsverhältnis beginnt in seiner ganzen Reichweite erst allmählich überhaupt fassbar zu werden. Und gar seine möglichen zivilisatorischen Langzeitwirkungen erscheinen noch als gänzlich unklar.

1. Jugend zwischen Kindheit und Erwachsensein

Bekanntlich ist Jugend keineswegs etwas Naturgegebenes, sondern ein ausgesprochen variables sozio-kulturelles Konstrukt: Jugend als eigenständige Altersphase zwischen Kindheit (als Zeit weitestgehender Bevormundung zum Schutz vor Selbstgefährdung) und Erwachsensein (als Zustand umfassender Selbstverantwortlichkeit und moralisch geforderter Fremdsorge) ist im Prinzip eine Erfindung der Aufklärung, die sich als kulturelle Idee in modernen Gesellschaften seit dem 18. Jahrhundert allmählich durchsetzt. Zu einem allgemeinen biografischen Muster für 'den' Heranwachsenden schlechthin (für den die Bevormundungen der Kindheit allmählich entfallen, der die eigene Existenz aber noch nicht selbst verantwortlich gestalten und sichern muss) wurde sie allerdings tatsächlich erst im 20. Jahrhundert – und in ihrer uns zwischenzeitlich geläufigen Ausprägung eigentlich erst im Kontext wirtschaftlicher Prosperität der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Seither scheint sich das, was man 'die Jugendphase' nennt, immer stärker auszudehnen und zu entstrukturieren. Famoserweise aber schwindet das, was da pädagogisch, ökonomisch, politisch, kurz: was kulturtypologisch seit den 50er Jahren sich 'aushärtet', seit jener Zeit demografisch gesehen mehr und mehr schon wieder dahin: In den 50er Jahren war in Deutschland jeder dritte Mensch unter 20 Jahren alt. Heute ist es nur noch jeder fünfte. Und auf absehbare Zeit werden wir im Verhältnis zur Zahl der Älteren nochmals deutlich weniger Heranwachsende haben (ca. 15 Prozent um 2040 herum) – wie wir ja alle aus den täglichen Hochrechnungen zur Unfinanzierbarkeit des dräuenden 'Altenheims Deutschland' lernen.

Selbst wenn man, wie es in der einschlägigen Forschung immer häufiger geschieht, die Lebensphase 'Jugend' ausweitet bis zum Alter von 30, ja von 35 Jahren, scheinen die jungen Menschen statistisch gesehen zu einer sozialen Marginalie zusammenzuschmelzen. Unbeschadet dessen – oder vielleicht auch gerade deshalb – steht 'die Jugend' anhaltend im Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit. Unseren einschlägigen Erkundungen zufolge hat das allerdings weniger damit zu tun, dass die uns verbleibenden jungen Menschen sozusagen die konkurrenzlosen Träger aller möglichen politischen und vor allem ökonomischen Hoffnungen sind. Es hat vielmehr damit zu tun, dass das Phänomen 'Jugendlichkeit' mit seinen Konnotationen von Vitalität und Erlebnisorientierung – auch demografisch – keineswegs dahinschwindet, sondern sich im Gegenteil in postmodernistischen Gesellschaften¹ rapide ausbreitet.

1. Eine postmodernistische Gesellschaft ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr das typische Leben unter den Vorzeichen des verlorenen Standpunkts steht, also dass in ihr Aufklärung, Vernunft, formale Gleichheit usw. selber wieder hinterfragt werden – zugunsten einer kulturellen Kakophonie von kleinen Variationen von Sinn und Unsinn, von Ernsthaftigkeit und Lächerlichkeit, von Biederkeit und Hinterlist, von Sturheiten und Flexibilitäten usw., kurz: von Ambiguitäten und Ambivalenzen.

Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko?

2. Jugendlichkeit als kulturelle Alternative zum Erwachsensein

Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, dass 'Jugendlichkeit' eben keine Frage des Alters (mehr) ist, sondern eine Frage der Einstellung zur Welt. Diese Einstellung zur Welt, diese 'mentale Disposition', ist dadurch gekennzeichnet, dass man weder (mehr) kindisch ist, noch (bereits) erwachsen, sondern dass man in einem komplizierten Zusammenhang von 'eigenen', nicht etwa von individuellen, sondern von einfach nicht-erwachsenentypischen Wichtigkeiten lebt. Diese Einstellung ist in der Gegenwartsgesellschaft keineswegs immer seltener zu finden (wie es dem schrumpfenden Anteil junger Menschen an der Gesamtbevölkerung entsprechen würde). Diese Einstellung, die symptomatischerweise das argwöhnische Interesse von Erwachsenen weckt, weil sie mit 'sonderbaren' Wichtigkeiten und Wertsetzungen einhergeht, breitet sich vielmehr immer weiter aus und streut über immer mehr Altersgruppen hinweg – und erfasst immer mehr Lebensbereiche von immer mehr Menschen: Jugendlichkeit als prinzipielle Lebensform wird zur kulturellen Alternative gegenüber der Lebensform des Erwachsenseins.

Jugendlichkeit in dem damit gemeinten Verstande verweist auf eine bestimmte Geisteshaltung; auf eine Geisteshaltung, die gegenwärtig für zunehmend mehr Menschen jeden Alters zu einer echten existenziellen Option wird: Eine Geisteshaltung dezidiert Selbst-Entpflichtung, wie sie unter anderem etwa der Kulturpublizist Falko Blask unter dem Stichwort Q-Faktor skizziert hat oder wie sie von Trendforschern wie Johannes Goebel und Christoph Clermont als Tugend der Orientierungslosigkeit etikettiert worden ist (Zur Charakterisierung dieser Attitüde kann man aber auch auf die altösterreichische Einsicht zurückgreifen, dass die Lage zwar hoffnungslos, aber keineswegs ernst sei...). Mit einer 'postmaterialistischen' Werthaltung hat diese Mentalität selbstredend nichts zu tun. Ganz im Gegenteil: Die enttabuisierte Nutzung und im Zweifelsfalle auch

die enttabuisierte Beschaffung von als erforderlich betrachteten materiellen Ressourcen ist vielmehr die nachgerade fraglos vorausgesetzte Basis all dessen, was wir mit Jugendlichkeit konnotieren.

Vom Standpunkt des Erwachsenseins aus erscheint es deshalb für Menschen mit der Geisteshaltung 'Jugendlichkeit' als symptomatisch, dass sie all das, was getan wird, weil es, dem Selbst- und Weltverständnis von Erwachsenen zufolge, aus guten Gründen getan werden muss, ebenso praktisch wie beiläufig in Frage stellen. Und zwar dadurch, dass sie es nicht nur nicht tun, sondern dass sie sich schlicht nicht damit befassen wollen.² Kurz: Dem Protagonisten von Jugendlichkeit ist symptomatischerweise die Erwachsenenengesellschaft so lange relativ gleichgültig, wie diese ihn hinlänglich akzeptabel versorgt und zugleich in Ruhe lässt. Aus all dem folgt also, dass einerseits durchaus nicht alle jungen Leute der Geisteshaltung 'Jugendlichkeit' frönen und dass andererseits durchaus nicht alle Menschen mit der Geisteshaltung 'Jugendlichkeit' Heranwachsende sind.

3. Die Relevanzen der jungen Leute heute

Zwar gibt es zwischen Menschen im Alter von ungefähr 15 bis 25 Jahren einerseits und Menschen mit der Geisteshaltung 'Jugendlichkeit' andererseits augenscheinlich (noch immer) hohe Überschneidungen. Die beiden Phänomene sind aber keineswegs (mehr) identisch. Vielmehr deuten gerade die in seriösen Repräsentativerhebungen gewonnenen Erkenntnisse darüber, was jungen Menschen wichtig ist, darauf hin, dass viele der heute 15- bis 25-Jährigen Jugendlichkeit im Sinne einer selbstbewusst uner-

2. An einem lapidaren Beispiel verdeutlicht: Fragen wie die, inwiefern eine 'wilde' Party in einer einsturzgefährdeten Bauruine ein Problem ist, diskutieren 'typische' Erwachsene in einem Vernunftraum zwischen ordnungsamtlichem Genehmigungsverfahren hier und kategorischem Imperativ da. Jugendliche jeglichen Alters hingegen wollen einfach tanzen.

Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko?

wachsenen Einstellung zum Leben frühzeitig verabschieden – verabschieden zugunsten einer Auseinandersetzung etwa mit Fragen des Übergangs von der schulischen zur beruflichen Ausbildung und von der Ausbildung in den Beruf, mit Fragen mittel- und längerfristiger Berufsperspektiven und Erwerbschancen, mit Fragen der Verwirklichung von Zukunftsvorstellungen, von Lebensentwürfen usw.

Die jungen Leute heute sind der Zukunft vielleicht nicht unbedingt zugewandt. Sie sind etwelchen Zukünften aber auch nicht einfach ausgesetzt. Wie alle Generationen vor ihnen erhandeln auch sie sich diese Zukünfte unter den Umständen, die ihnen hinterlassen werden. Vor diesem Hintergrund ist aber, wie eine jüngere Erhebung von Waldemar Vogelgesang zeigt, immerhin gut die Hälfte der jungen Menschen heute zukunftsfröh gestimmt und auch die anderen sind fast durchweg zumindest 'unentschieden'. Jedenfalls nur eine kleine Minderheit sorgt sich ernsthaft um das Morgen.

Allerdings betreffen diese positiven Erwartungen im wesentlichen die je eigene Existenz. Dem weiteren Fortgang 'des Ganzen' sehen die meisten jungen Menschen hingegen eher pessimistisch entgegen (und befürchten wirtschaftlichen Niedergang, ökologische Katastrophen, gewaltförmige Auseinandersetzungen). Was wir also erkennen können, ist ein deutliches Vertrauen in die eigenen Stärken und ein fast ebenso deutliches Misstrauen gegenüber den gesellschaftlichen Kräften: Zwei Drittel glauben, dass die ökonomischen Krisen nicht nur andauern, sondern noch zunehmen werden und mehr als neun von zehn befürchten, dass die Zeiten, in denen mehr oder weniger jeder einen akzeptablen Arbeitsplatz finden kann, in den westlichen Industriestaaten endgültig vorbei sind.

4. Die Bildungskatastrophe – aus jugendlicher Sicht

Damit aber wird auch das 'Woraufhin' aller Bildungsanforderungen der Erwachsenengesellschaft immer zweifelhafter. Möglicherweise wird es sogar gefährlich für das, was 'Morgen' zu tun sein wird. Bildungsziele wie "die Entwicklung intellektueller und sozialer Fähigkeiten, um selbstverantwortlich schulischen und anschließend beruflichen Qualifikationen nach zu kommen, eine berufliche Erwerbsarbeit aufzunehmen und dadurch die Basis für eine selbständige Existenz als Erwachsener zu sichern" sind für Heranwachsende vor dem Hintergrund ihrer eigenen Realitätserfahrungen und Zukunftsaussichten heutzutage dermaßen obsolet, dass sie sie bestenfalls als irrelevant ansehen, schlechterenfalls als das, was man im Jargon 'Verarsche' nennt.

Und irgendwelche pädagogischen Verpflichtungsappelle oder gar staatlichen Zwangsmaßnahmen zur Erzeugung, Steigerung oder Erhaltung von Bildungsbeflissenheit oder wenigstens von Bildungsangebotsakzeptanz – wie die Ende 2003 in die Diskussion gebrachten elektronischen Fußfesseln für streunende Schüler oder die SMS-Benachrichtigung von deren Eltern – solche Maßnahmen werden (unbeschadet ihrer möglichen konkreten Wirksamkeit) die Plausibilität unseres Bildungssystems und der daraus hervorgehenden Offerten für Heranwachsende mit Sicherheit keinesfalls erhöhen.

Denn auch die wohlmeinendsten Pädagogen – oder vielleicht gerade sie – haben denen, die sie bilden sollen, derzeit kaum noch mehr anzubieten als die Hoffnung, nicht alles, was zu erwerben sie empfehlen, sei unnützer Ballast oder erweise sich gar als Scheuklappe dort, wo ein unverstellter Blick sich als überlebensnotwendig erweisen könnte. Insofern stehen wir beileibe nicht einfach 'einmal mehr' vor einem Inter-Generationen-Problem, sondern vor der Notwendigkeit einer fast nietzscheanisch radikalen Umwertung aller Bildungswerte: vor einer Neu-Erfindung des Was und des Wie des Wissenswerten.

Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko?

Bis dahin aber sind junge Menschen darauf verwiesen, sich alle möglichen, ihnen zukunftsstauglich erscheinenden Kompetenzen ganz anders anzueignen – auf durchaus unvorhergesehenen Wegen und nicht selten auf zumindest von Erwachsenen als problematisch empfundene Weisen. Dazu gehören, um nur einige besonders 'kritische' – aber keineswegs irrationale – Kompetenzformen zu benennen, z.B. Eigenzeitvermehrung durch 'Zeitdiebstähle' (insbesondere mittels Schulschwänzen), gewaltförmige Interessensdurchsetzungen, Erfahrungen bzw. Kleinhandel mit illegalen Drogen sowie diverse Formen der illegalen Nutzung des Internets. Weniger 'kriminalisierend' gesprochen: Junge Menschen können bei dem und mit dem, womit sie sich konfrontiert sehen, immer weniger damit rechnen, für sie brauchbare Problemlösungen von Leuten zu bekommen, die älter sind als sie selber. Sie sehen sich stattdessen darauf verwiesen, eigene Konzepte für Ressourcenbeschaffung, für die Nutzung von Konsumangeboten und kulturellen Optionen sowie für ihre Selbstverwirklichungs- und Lebenschancen im Allgemeinen zu entwickeln.

5. Auf dem Weg in die juvenilen Sonderwelten

Diese Konzepte basteln sehr viele von ihnen aus allen möglichen Versatzstücken von Selbst- und Weltsichten zusammen, wie sie insbesondere über die diversen, von ihnen genutzten Medien transportiert werden. Viele von ihnen finden Entwürfe und Anleitungen für etwelche lebenspraktischen Kompetenzen aber auch in einer kaum noch überschaubaren Vielzahl von größeren, kleineren und kleinsten Gesellungsgebilden, in denen ganz heterogene Themen wichtig und ganz unterschiedliche Verhaltensweisen angemessen sind. Bestimmte Varianten derartiger Gesellungsgebilde, wie sie sich insbesondere seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickeln, werden auch als 'Jugendszenen' bezeichnet. Einschlägige Studien zeigen, dass in Jugendszenen die Frage des tatsächlichen *Alters* von Teilnehmern

und Zugehörigen relativ unwesentlich wird gegenüber der je als richtig, akzeptabel oder wie man neuerdings sagt: der als korrekt angesehenen und angesagten Einstellung.

In solchen 'gesonderten' Interaktionsräumen suchen die jungen und die jugendlichen Menschen also das, was sie in der Nachbarschaft, im Betrieb, in der Gemeinde, in Kirchen, Verbänden oder Vereinen immer seltener und was sie auch in ihren Familien und Verwandtschaften kaum mehr finden: akzeptable Verbündete für ihre Interessen, Kumpane für ihre Neigungen, Partner ihrer Projekte, Komplementäre ihrer Leidenschaften, kurz gesagt: Freunde, Gleichgesinnte, Gesinnungsfreunde. Diese finden sie hier, weil sie sich ihre Szene entsprechend ihren Wichtigkeiten auswählen. Denn jede Szene hat ihr zentrales Thema, auf das hin die Aktivitäten der jeweiligen Szenegänger ausgerichtet sind. Dieses 'Thema' kann z.B. ein bestimmter Musikstil sein, eine Sportart, eine politische Idee, eine bestimmte Weltanschauung, spezielle Konsumgegenstände (Autos, Filme etc.) oder auch eine bestimmte technische Kompetenz (z.B. im Umgang mit dem Computer).

Verwoben mit zunehmender Relevanz heterogener medialer Orientierungsangebote für junge Leute heute, leben und erleben Jugendliche in solchen thematisch fokussierten Sonderwelten die für sie wesentlichen Teile ihres Lebens. Ganz 'sie selber', also dezidiert egozentriert zu sein, steht für sie nicht im Gegensatz zum Mit-Anderen-zusammen-Spaß-Haben und zur Gemeinschaftsbildung – jedenfalls dann nicht, wenn dies 'mit den – für sie – richtigen Leuten' und im Hinblick auf 'die – für sie – richtigen Ideen' geschieht. Umgekehrt bedeutet das aber auch, dass für sie andere – von 'der' (Erwachsenen-) Gesellschaft als wichtig erachtete – Relevanzen von nachgeordneter Bedeutung sind.

Es bedeutet, dass sie also eine Einstellung an den Tag legen, welche irritierte Erwachsene eben vor Fragen stellt wie die, wer unter

Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko?

den Bedingungen grassierender Jugendlichkeit denn dann noch bereit sei, sich hinlänglich verlässlich um die Kanalisation zu kümmern. Oder andersherum gefragt: Wieviel Erwachsenen-Gesellschaft, also wie viele Erwachsene oder wie viel Erwachsensein brauchen wir eigentlich, damit das (noch) klappt mit der Kanalisation?

Fazit

In dem Maße, wie wir nicht mehr, jedenfalls nicht mehr nur über sogenannte Halbwüchsige, d.h. über eine Entwicklungs-Phase reden, wird Jugendlichkeit – als eine bestimmte, altersunabhängige, unerwachsene Grundeinstellung zum Leben – für Vertreter des Erwachsenseins (d.h. für Erwachsene gleichfalls sozusagen jeglichen Alters, also etwa auch für mental erwachsene 15-Jährige) zu einem kaum zu überschätzenden Problem. Denn: Solange man vom Standpunkt des Erwachsenseins aus Jugendlichkeit als Ausdruck und Auswuchs einer eben mit massiven Veränderungen einhergehenden Phase der allmählichen Eingewöhnung einer erwachsenengesellschaftlichen Weltsicht aussondern kann, weil diese Geisteshaltung symptomatischerweise eben jungen Leuten eignet, kann man kulturell auch relativ gelassen damit umgehen. Selbst oder vielleicht sogar gerade dann, wenn sich Jugendlichkeit, wie in den zurückliegenden Jahrzehnten, vor allem in einer Kultivierung des Protestes ausdrückt, in einer Subkultur des Aufbegehrens gegen zu viel Bequemlichkeit, gegen zu viel Wohlstand, gegen zu viel Unbeweglichkeit, gegen zu viel politische Beharrung und bürgerliche Sättigkeit.

Wenn aber 'Jugendlichkeit' nicht mehr, jedenfalls nicht mehr nur, als mentales Reservat für junge Leute dient, sondern als Lebenseinstellung attraktiv wird für Menschen grundsätzlich jeden Alters, erwächst daraus eine herausfordernde Alternative zum Erwachsensein schlechthin – und damit, jedenfalls aus der Erwachsenenperspektive, tatsächlich so etwas wie ein Zivilisationsrisiko.

Neue Lebensformen
– neue soziale Systeme?

Lebensraum und Sinnfindung

Eva Marion Kleber

1. Eine kleine Erinnerung

Vor einer öffentlichen Konzert-Veranstaltung, bei welcher ich vorne in der zweiten Reihe Platz nehme, kommt ein ungefähr vier Jahre altes Mädchen mit blond lockigem Haar und setzt sich ohne Frage auf meinen Schoß. Sie bleibt bei mir während der gesamten Dauer des Konzertes sitzen. Kinder kommen mit einem großen Potential an Vertrauensvorschuss zur Welt. Heute ist dieses Mädchen mein Patenkind. Mit den Eltern besteht seitdem eine gute Freundschaft.

2. Jegliche Lebensform beruht auf Vertrauen

2.1. Voraussetzungen der Vertrauensbildung

Die Seelenqualität des Vertrauens entspricht sich in dem Gerichtet-Sein nach innen und nach außen. Es entsprechen sich das Vertrauen zu sich selbst und das Vertrauen in die Welt. Entweder ist die Vertrauenskraft nach beiden Richtungen stark oder sie ist schwach.

Vertrauen ist keine bleibende Instanz. Vertrauen schwindet, wenn es keine Nahrung bekommt. Es schwindet, wenn im Äußeren, um den Menschen herum, die Bedingungen unvorteilhaft werden, und es verschwindet wenn im Inneren des Menschen (beispielsweise durch Enttäuschungen) die Seelenprozesse zum Stillstand kommen. Der Zusammenhang der inneren und äußeren Prozesse schafft Vertrauen. Wenn diese Prozesse zusammen stimmen, macht dies zufrieden und sie werden mittels der moralischen Instanz, dem Herzen, für gut oder eben nicht gut befunden.

Vertrauen schwindet auf drei Ebenen: Auf der

- Seelisch-Sozialen,
wenn das menschliche Miteinander nicht gegeben oder gestört ist.
- Physisch-Materiellen,
wenn Ernährung und Behausung als Voraussetzung der menschlichen Würde in Frage stehen.
- Geistig-Idealen,
wenn der Sinnbezug zu dem, was erlebt wird, nicht mehr hergestellt werden kann.

3. Wenn das Vertrauen schwindet

Der Mensch ist gebunden an ein Umfeld, aus dem er lebt. Er bewohnt eine Behausung, er erhält Nahrung und er trägt Kleidung und benötigt Gebrauchsgüter, die er von anderen Menschen erwirbt. Der Erwerb geschieht durch das Medium Geld. Das Geld verbindet die Menschen und macht den Tausch zwischen Menschen zu einem flüssigen Geschäft. In unserer Gesellschaft emanzipiert sich das Geld von dieser reinen Tauschfunktion, ihm wird Warencharakter zugesprochen und so erhält das Geld als Medium sozialer Prozesse eine große Bedeutung.

An dem Umgang mit Geld, an den Geldbewegungen, vor allem im Erleben des Geld-Mangels wird bewusst, dass Geld ebenso wie das Vertrauen Schwindungstendenzen hat. Warum ist das so? Geld verschwindet im Geltungs- und im Machtbedürfnis und im Egoismus. Hinter dem bis zu einem gewissen Grade gesunden Bedürfnis nach Bereicherung und Machbarkeit, steht das Bedürfnis nach Macht und wiederum dahinter die Angst um das eigene möglichst gute Fortkommen bei den Reichen. Bei dem armen Teil unserer Gesellschaft ist es die pure Angst ums Überleben. Wie groß die versteckte Angst um das eigene Fortkommen in Form von Egoismen und Machtbedürfnis ist, wird klar, wenn wir uns

Lebensraum und Sinnfindung

bewusst machen, dass unendliche Gelder in persönlicher Bereicherung verschwinden.

Ich möchte nicht über die bessere Verteilung von Geld sprechen. Das ist Sache der Wirtschaftler, welche durch die Arbeit der Maschinen soviel Geld verdienen, wie in keiner Zeit vorher. Sondern ich möchte klar machen, dass eine nicht ganz unerhebliche gegenseitige Abhängigkeit gerade am Sozialmittel Geld bewusst werden kann. Und das beim Konzipieren neuer sozialer Reformen und Lebensformen ganz besonderes Augenmerk auf die Vertrauensbildung zu richten ist, gerade im Sinne der Verteilung von Materiellem. Denn diese Verteilung der materiellen Grundlagen wirkt auf die drei Bereiche (siehe oben: Seelisch-soziales Miteinander, Physisch-materielle Ausstattung, Geistig-ideales Erleben), die kultiviert werden müssen, damit die Vertrauenskräfte im Menschen erhalten und gepflegt werden und die individuellen Potentiale dem Ganzen zufließen können. Werden diese drei Bereiche über Gebühr vernachlässigt, so erlebt der Mensch seine Beziehung nach Außen und nach Innen als gestört.

4. Phänomene der Vertrauens-Störung

Menschen, die einen Mangel in der Ausstattung ihrer Lebensbedingungen erleben, verlieren das Vertrauen in die Gesellschaft und gleichzeitig das Vertrauen in ihren eigenen Wert. Die Gesellschaft, die ein Wertesystem vermittelt, aber nicht gleichzeitig die Möglichkeiten gibt, dem gemäß zu leben, schafft im Vertrauensverlust Demotivation und daraus folgend Rückzug oder Aggression. Kinder, die in der Schule die Altkleidersammlung zur Schau tragen, verlieren das Vertrauen in ihr Umfeld, wenn sie wegen ihrer Kleidung aufgezo-gen und gehänselt werden. Junge Erwachsene, die nach der Schule keine Lehrstelle bekommen, verlieren das Vertrauen, dass diese Gesellschaft ihren Einsatz braucht. Dieser Blick nach Außen, auf die physisch-materielle Ausstattung und auf das soziale Miteinander sind als Phänomene, ob nun als

Mangelware erlebt oder als besondere Chance unserer Gesellschaft empfunden, sicher bekannt und verbreitet. Weniger verbreitet ist der Blick nach Innen, auf die intimen seelischen Prozesse in der Familie oder auf das geistige Erleben des Umfeldes und seiner Gestaltung. Die äußeren Bereicherungsgesten der Gesellschaft, die im Mitmenschlichen ein Vakuum bilden, werden nach innen durch den Einzug der Medien verstärkt.

Auffallend ist hier besonders, dass diese Prozesse nach Innen besonders stark durch die Sitten und Gewohnheiten dieser Gesellschaft korrumpiert werden. Allein die innere Fesselung des jungen Menschen durch die Medien, die Tatsache, dass Menschen dieser Gesellschaft sieben Jahre ihrer Lebenszeit vor dem Fernseher verbringen, sodass der "gefrorene Blick"¹, der diesem Medium folgt, auf eine starke, innere Bindung schließen lässt, sind Zeichen, die ein natürliches Empfinden gegenüber lebensnahen Erfahrungen stark einschränken. Es findet zudem Motivbildung durch ein fokussiertes, vorgefertigtes, oft geschöntes Bild statt. Das individuelle, kreative Potential des Einzelnen wird dadurch nicht, oder nur eingeschränkt, der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden können.

Die Informationslastigkeit dieser Gesellschaft mit ihren suggestiven Medien scheint wie ein Staubsauger die Seelenkräfte des Menschen aufzusaugen. Das Spielen des Kindes – ("Nur der Mensch der spielt, ist wahrhaft Mensch" F. Schiller) – wird durch das Computerspiel ersetzt, das Erforschen der Welt wird durch das Studium der Bücher ersetzt und all die schöpferische Kraft, die ein Mensch im Erleben der Natur, im entdeckenden Lernen, in handwerklich-künstlerischen Tätigkeiten und in lebensnahen Erfahrungen entwickeln könnte, wird durch menschenferne Lern- und Lebensformen unterbunden.

1. Patzlaff, Rainer: Der gefrorene Blick. Physiologische Wirkungen des Fernsehens und die Entwicklung des Kindes, 1. Aufl., Stuttgart 2000.

Lebensraum und Sinnfindung

Von diesen menschenfernen Erfahrungsfeldern kommen dann die Gestaltungsideen, mit denen versucht wird, das soziale Miteinander zu gestalten. Im kommunistischen Osten wurde versucht das Prinzip der Gleichheit dem freiheitlich kulturellen Leben aufzuzwingen. Dort hat dieses Prinzip nichts zu suchen, denn der Freiheitsimpuls, als Kulturerneuerer, welcher diesem Bereich zugeeignet wäre, kann so nicht zur Entfaltung kommen. Andererseits realisiert sich im westlich-amerikanischen Raum, wo fälschlicherweise das Prinzip der Freiheit im Wirtschaftsleben – als freie Marktwirtschaft – propagiert wird, eine Kontraproduktivität gegenüber jeglichen Impulsansätzen einer immer notwendiger werdenden globalen Brüderlichkeit.

5. Der innere (Außen)-Raum

Unabhängig von den Gestaltungsansätzen im makropolitischen Raum wirken Lebens- und soziale Räume immer dann vertrauensbildend, wenn sie – neben der Erfüllung des Bedürfnisses nach einem Miteinander und dem Ausgleich materieller Bedürfnisse und Möglichkeiten – für den einzelnen Menschen überschaubar, in ihrem Sinnzusammenhang erlebbar und in dem individuell gelebten Ausschnitt gestaltbar sind. Solche neuen Lebensräume können sich sicher entwickeln aus den jeweils regionalen Ideen der Menschengruppen, die ihre Erfahrungen aus dem Leben und ihre Erkenntnisse über den Lebensraum zusammen tragen und die Konsequenzen ihrer Gestaltungsarten sofort über die moralische Herzensinstanz abfragen können.

Soziale Strategien, die von nicht betroffenen Entscheidern verordnet und deren Konsequenzen die Betroffenen nicht in ausgleichender Weise gestalten können, werden meiner Ansicht nach immer wieder zur Beförderung der Egoismen führen, die sich dann in Betrug und Machtmissbrauch ausdrücken. Der Überlebenstrieb der Individualität ist groß auf der seelischen und physischen Ebene des Menschen und er versucht diesen über Materie

abzusichern, was aber nur bis zu dem Maße Sinn macht, bis zu dem eben die materielle Absicherung einen gesunden Realitätsbezug hat. Geht dieser verloren, so sprengt dieses Verhalten die soziale Gemeinschaft, das Vertrauen geht verloren und mit ihr die tragende Gemeinschaft.

6. Lebens- und Vertrauensräume bilden

Neue Lebensformen und Vertrauensräume des Miteinanders, des Ausgleichs und der persönlichen Identifikation können sich aus den Ideen jeweils einzelner regionaler Menschengruppen und vor allem aus der Initiative Einzelner entwickeln.

Natürlich erzeugen unter anderem unsere materiellen Lebensverhältnisse zur Zeit eine enorme Individuationsdynamik auf der psychosozialen Ebene. Demgegenüber ist das individuelle Vertrauenspotential von einem rasanten Schwund erfasst. Dies spiegeln die familiensoziologischen Statistiken und im berufswirtschaftlichen Bereich beispielsweise die interessante Tatsache wieder, dass im Jahre 2003 allein über 300 literarische Neuerscheinungen zum Thema 'Vertrauen' aufgelegt wurden.

Neue soziale Formen können entstehen, wenn der Mensch aus seiner Mitte, aus einer inneren Balance heraus handeln kann und in Bezug und Zusammenhang mit seinen Mitmenschen sich sozial bewegt und aus dieser freiheitlichen Mitte herausgestaltet. Dafür braucht er einen gesunden Bezug zu seinem Lebensumfeld, eben die Erfahrung, gebraucht zu werden (Miteinander) und Anerkennung (in Worten und finanziell) zu bekommen.

Der Versuch einen solchen überschaubaren, sinnstiftenden Lebenszusammenhang herzustellen, wurde in der Dorfgemeinschaft Lautenbach e.V. unternommen. Die Leitung übernahm damals Hans Dachweiler. Mein Mann Ulrich Kleber und ich arbeiteten dort und erlebten begeistert sieben Jahre diese Aufbauzeit.

Lebensraum und Sinnfindung

Dorfgemeinschaft Lautenbach e.V.

Sie ist eine Lebensgemeinschaft für behinderte Jugendliche und Erwachsene:

- 1972 Gründung
- 1973 Bau und Ausbau von zehn Wohneinheiten für jeweils zehn behinderte und zehn helfende Menschen
- Bau einer großen Werkstatt: Schlosserei, Betonwerkstatt, Schnitzwerkstatt, Lederverarbeitung, Weberei, Schreinerei, Hausmeisterei, Hauswirtschaft

ferner

- 1976 Bau einer Kirche, die Platz für 250 Menschen hat (in Eigenleistung)
- Kauf einer Landwirtschaft mit 40 Hektar Land und 100 Rindern
- Anlegen eines Feuer- bzw. Badeteiches
- Ermöglichung einer Ausbildung zum Sozialtherapeuten (heute staatlich anerkannt)
- Bau von vier weiteren Wohneinheiten
- Einrichtung eines Kindergartens
- Bau einer Schule mit Festsaal und Bibliothek

Ein Entwicklungsrahmen wurde gebildet, welcher menschlich vertrautes Aufeinander-Eingehen ermöglichte. Die Entwicklung der Einzelpersonen, ob bei Mitarbeitern oder zu Betreuenden waren regelmäßig höchst erstaunlich. Dies kann nicht für die Allgemeinheit gelten, es kann aber bewusst machen, dass der Mensch, ohne Arbeit, ohne sinnhaft erlebten Bezug zu überschaubaren Lebensräumen und ohne innere und äußere Zukunftsperspektive in der Vertrauensbildung und ihrem kreativen Potential gestaut und ausgebremst wird. Dieses bedeutet eine Krisenerfahrung, die für die Einzelperson kränkend und schwächend wirkt.



Eva Marion Kleber

Jede Krisenerfahrung ruft Fragen nach Besserem und nach Sinnhintergründen auf

Sinnfindung schafft Motivation. Vor diesem Hintergrund entstehen allerorten Interessengemeinschaften, Werk- und Wohngenosenschaften, Soziales oder Betreutes Wohnen.

Soziale und Individuations-Schulung wird nötig. Die Familien- Elternschaft sowie das Firmenteam brauchen Schulung. Die Akademie Vaihingen bietet neben vielen Bildungseinrichtungen diese Schulungen an (www.akademie-vaihingen.de). Im Umfeld der Akademie soll eine Wohngenosenschaft und Betreutes Wohnen für hilfsbedürftige Menschen entstehen.

Von den Erfahrungen wird in einigen Jahren zu berichten sein.

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel. Historische und soziale Voraussetzungen des Neuen Wohnens

Bernhard Schäfers

1. Die Wohnung: Ort der geschützten Privatheit

Die Wohnung und das Wohnen sind gleichbedeutend mit dem Raum der Privatheit und der Intimität. Das war nicht immer so. Erst mit der Durchsetzung der auf Freiheit und Individualität basierenden bürgerlichen Rechtsgesellschaft, beginnend vor etwa 200 Jahren, gelang es, auch den Wohnraum vor herrschaftlicher Willkür zu schützen.

Die Unantastbarkeit des Wohnraums ging ein in den Kanon der Freiheits- und Bürgerrechte. So heißt es in Art. 13 Abs.1 des Grundgesetzes: "Die Wohnung ist unverletzlich." Dieses mühsam errungene Recht wird gegen alle Versuche, es mal aus diesem, mal aus jenem Grund einzuschränken, verteidigt. Hierfür gibt es in der Geschichte der Bundesrepublik bis in die Gegenwart viele Beispiele.

Seit der Zeit um 1800 setzte sich eine zweite Grundlage des Wohnens unter neuen, industriegesellschaftlichen und städtischen Verhältnissen durch: Die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz. Hier liegen die Wurzeln der Individualisierung und Privatisierung häuslicher Verhältnisse (die zu Problemen ganz neuer Art führten, zumal wenn man an die 'Verhäuslichung' der Frau und die abgeschottete Intimisierung des Ehe- und Familienlebens denkt). Die Trennung von Wohnen und Arbeiten war die Basis für die Durchsetzung der bürgerlichen Familie, die mit ihren Idealen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch die Arbeiterfamilie mehr und mehr beeinflusste und zu einer historisch einmaligen Verbreitung führte, sowohl das Ehe- und Fami-

lienleben als auch das Wohnen als Ausdruck des Lebensstils betreffend. Erst nach 1970, unter sich verändernden Bedingungen der Produktion und des Arbeitens und der immer breiteren Durchsetzung individualisierter und pluralisierter Lebensformen, ist diese bis in den Wohnungs- und Städtebau dominante Form der bürgerlichen Familie zurückgedrängt worden.

2. Einige anthropologische und soziale Dimensionen des Wohnens

Das Wohnen gehört zu den eingelebtesten kulturellen Selbstverständlichkeiten. Betrachtet man es als Verhalten, so hat kein anderer Tätigkeitsbereich einen ähnlich hohen Anteil am Zeitbudget – wie auch am Budget der Lebenshaltungskosten. Die Wohnung ist nicht nur der Ort, an dem die Mehrzahl der vitalen Grundbedürfnisse befriedigt wird, sondern auch die räumliche Konkretisierung von individuellen Bedürfnissen der Selbstdarstellung und -verwirklichung, der Repräsentation von Kultur- und Zivilisationsstandards. Die Qualität der Wohnung und des Wohnumfeldes ist der wohl wichtigste Indikator für den individuellen Lebensstandard.

Ansprüche an die Wohnung als Lebensraum zur Entfaltung der Persönlichkeit haben einen hohen Stellenwert. Die wichtigsten empirischen Kulturtheorien der letzten Jahre, von Gerhard Schulze über die Erlebnisgesellschaft und von Pierre Bourdieu über die Wichtigkeit der kleinen Unterschiede zur Demonstration von Distinktionen und kulturellem Kapital, sehen im Wohnen und in der Inneneinrichtung einen wichtigen Indikator für den kulturellen Standard und Geschmack. Diese und andere empirische Untersuchungen gehen davon aus, dass die ästhetische Bedeutung des Wohnens zur Selbstdarstellung und zur Repräsentation zugekommen hat. Die Pluralisierung der Lebensstile findet ihren Ausdruck auch in der Größe der Wohnung, ihrem Grundriss und ihrer Ausstattung. Einige auf die Wohnung bezogene Fakten zei-

gen nicht nur den schnellen sozialen und kulturellen Wandel, sondern sind zugleich Indikatoren der Individualisierung. Sieht man in den individualisierten Lebensläufen eine *conditio sine qua non* des gegenwärtigen Kulturprozesses, so erschweren die oft mangelhaften infrastrukturellen Rahmenbedingungen des suburbanen Lebens die Verselbständigungsprozesse sowohl für Frauen als auch für Kinder und Jugendliche. Unter suburbanen Bedingungen will die Verbindung von Hausarbeit und Beruf nur schwer gelingen. Das Kinderaufkommen in diesen Räumen ist inzwischen so gering, dass kaum noch eine Kindertagesstätte oder ein Kindergarten eingerichtet werden kann, von Schulen ganz zu schweigen. Hier liegen die Gründe dafür, dass das urbane Wohnen wieder attraktiv wird und ganz neu über Stadtvillen und städtisches Wohnen, natürlich auch für die ältere Generation, nachgedacht wird.

3. Daten zur Wohnversorgung und zu den Wohnwünschen

Der durchschnittliche Standard der Wohnversorgung hat sich nach Größe und Ausstattung der Wohnung in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert, sowohl in West- als auch in Ostdeutschland. Zum Standard gehört, dass pro Haushaltsmitglied zumindest ein Wohnraum zur Verfügung steht. Für über 90% der Haushalte trifft das zu. Dies vergrößerte auch – zusammen mit der immer noch steigenden Zahl der Ein- und Zweipersonenhaushalte – die durchschnittliche Wohnfläche pro Haushalt; sie liegt nun bei ca. 45qm im Westen und 35qm im Osten Deutschlands (zur Erinnerung: 1950 waren es 14qm pro Person).

Die größten Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland gibt es hinsichtlich des Eigentums an Haus oder Wohnung. In Westdeutschland leben nunmehr über die Hälfte der Haushalte in den 'eigenen vier Wänden'; in Ostdeutschland stieg der Anteil von 19% im Jahr 1990 auf nunmehr ca. 39%. Doch im gesamt-europäischen Vergleich der 15 EU-Staaten rangiert Deutschland

damit nur im unteren Drittel (dass die Frage nach dem Wohneigentum vielfach zu hinterfragen ist, zeigt die Schweiz: dort ist der Wohlstand größer als in Deutschland, das Wohneigentum aber geringer).

Mit der Verbesserung des Wohnstandards und der Zunahme des Eigentums an Haus oder Wohnung ging eine Erhöhung der Wohnzufriedenheit einher, wie der für Deutschland repräsentative 'Wohlfahrtssurvey' ausweist. Zur Wohnzufriedenheit gehört auch die Akzeptanz des Wohnumfeldes. Der Gesundheitsbericht der Bundesregierung spricht von dauerndem Verkehrslärm bei einem Fünftel aller Haushalte (in Ostdeutschland sogar bei fast einem Drittel); von ständigen Gerüchen und Abgasen sind 12 bzw. 18% der Haushalte in West und Ost heimgesucht. Keine Auskunft gibt er über die Ursachen der Lärmquellen; sie liegen zum Teil im bewohnten Mehrfamilienhaus oder in der Nachbarschaft, was bei der Entstandardisierung 'normaler' Tagesrhythmen – die Rund-um-die-Uhr-Versorgung mit Fernsehprogrammen sind hierfür ein Indiz – nicht verwunderlich ist.¹

Es ist jedoch sehr schwer, die Wohnzufriedenheit direkt abzufragen, weil hier die so genannte 'Theorie der kognitiven Dissonanz' (Leon Festinger) wirksam ist: Das Unvermeidliche wird akzeptiert und beschönigt; der Wahrheit käme man nur bei realistischen Alternativen etwas näher. Nach den Wohnwunschbefragungen rangiert das freistehende Ein- bzw. Zweifamilienhaus bei 73% der Deutschen im Westen und bei 66% im Osten ganz vorn.

4. Demographische Veränderungen und soziale Differenzierungen als Basis des Neuen Wohnens

Vor genau vier Jahrzehnten hatte die (alte) Bundesrepublik mit über einer Million Geburten ihr absolutes Geburtenhoch der

1. Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Datenreport 2002. (http://www.destatis.de/allg/d/veroe/d_datend.htm.)

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

Nachkriegszeit. Seither sank die Kinderzahl auf ein zuvor für nicht möglich gehaltenes Niveau. Eine Frau bringt gegenwärtig im Durchschnitt nur 1,4 Kinder zur Welt; es müssten aber ca. 2,1 sein, damit die Bevölkerung zumindest stabil bleibt.

Die deutsche Bevölkerung ersetzt sich also nur zu ca. zwei Dritteln. In dieser oder jener Form kann man darüber täglich in der Zeitung lesen: sei es die Altersversorgung, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, das Generationenverhältnis oder auch die Wohnverhältnisse betreffend.

Die durchschnittliche Haushaltsgröße ist in einhundert Jahren von 4,5 auf 2,2 Personen im Jahr 2000 gesunken. Noch vor 50 Jahren hatten, trotz der Kriegsfolgen, Ein- und Zweipersonenhaushalte nur 44,7% Anteil an der Gesamtzahl der Haushalte, nunmehr sind es fast 70%. Obwohl offenkundig ist, dass die deutsche Bevölkerung von gegenwärtig – ohne Ausländer – 74 Millionen auf vermutlich 68 Millionen im Jahre 2025 absinkt, wird davon die Nachfrage nach Wohnungen nicht im gleichen Maße berührt. Als Gründe lassen sich nennen: der Anspruch an größere Wohnungen wird steigen; ebenso die Anzahl der Einpersonenhaushalte und der binuklearen Familien bzw. Haushalte. Dadurch wird die absolute Anzahl der Haushalte bis zum Jahr 2025 weiterhin ansteigen, und zwar um über 1 Millionen, danach aber relativ schnell absinken. Zu den demographischen Veränderungen gehören auch das späte Heiratsalter, die starke Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften auf ca. 2,1 Millionen im Jahr 2000 (30% mit Kindern) und die Anzahl der Einelternfamilien mit gegenwärtig ca. 1,5 Millionen; darunter 250.000 allein erziehende Väter.

Will man für das Neue Wohnen planen, müssen neben den demographischen Faktoren die Veränderungen der Sozialstruktur berücksichtigt werden. Vorbei sind die Zeiten, als man diese mit den Begriffen 'bürgerlich-industrielle Gesellschaft' oder –

bezogen auf die vorherrschenden Formen der sozialen Differenzierung bzw. Ungleichheit – als 'differenzierte Schichtungsgesellschaft' bezeichnen konnte. Seit den späten 1970er Jahren zeigte sich, dass sich – mit dem Begriff des Sozialphilosophen Jürgen Habermas – eine 'neue Unübersichtlichkeit' entwickelt hatte. Die Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft lösten sich zum Teil auf, am sichtbarsten, wie hervorgehoben, in der Institution der bürgerlichen Familie. Im letzten Jahr teilten die Statistiker mit, dass zum ersten Mal in der deutschen Geschichte die Zahl der Ehe- bzw. Familienhaushalte mit Kindern genau so groß sei wie die ohne Kinder, jeweils rund ein Viertel Anteil an allen Haushalten.

Andere Veränderungen bzw. Auflösungen traditionaler Muster verflüchtigten sich in die Individualisierung der Lebenspfade und Biographien. In diesem Sinne steht Individualisierung auch für 'Aufhebung der Normalbiographie'. Einige Ursachen seien kurz benannt. An wichtigster Stelle steht der Wertewandel seit Ende der 1960er Jahre, von Ronald Inglehart bereits 1971 als 'silent revolution', hervorgehoben. Damit verbunden waren alle sozialen und kulturellen Emanzipations- und Ausbruchsbewegungen, die heute die Lebensformen beherrschen: der Frauen, der Jugend, der Schüler und Studenten, aber auch der Familien und schließlich der Alten, die ihre Eigenständigkeit als 'Graue Panther' einforderten.

Neben dem Wertewandel ist die Veränderung der Berufsstrukturen durch die Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft – mit einem Beschäftigtenanteil von weit ca. 70% aller Erwerbstätigen – zu nennen; diese hat wiederum ihre Basis in der neuen Phase der 'Doppelrevolution' (Eric Hobsbawm), der 'digitalen Revolution' seit den 1970er Jahren, verstärkt seit Beginn der 90er Jahre, als das World Wide Web seinen Eroberungszug antrat und das Informations- und Bildungsverhalten und andere Verhaltensbereiche radikal veränderte.

Die so entstandene Gesellschaft lässt sich vielleicht umschreiben, aber nicht mehr eindeutig auf den Begriff bringen, als Informations- und Netzwerkgesellschaft, wobei der erste Begriff auf den hohen Stellenwert der allzeit verfügbaren Information und auf die Erreichbarkeit hindeutet – mit dem Siegeszug des Internet und des Handy als Symbole. Der zweite Begriff, das Netzwerk, verweist auf völlig neue Formen der sozialen Gruppierungen, sei es im privaten oder im öffentlich-kommerziellen Sektor.

5. Die Befreiung des Wohnens aus funktionalistischen und aus ideologischen Vorgaben

Bevor auf Entwicklungstendenzen des Neuen Wohnens eingegangen wird, ist daran zu erinnern, dass Bauen und Wohnen eine lange Geschichte der politischen und ideologischen Vereinnahmungen und Bevormundungen hinter sich haben. Der Höhepunkt dieser am Bauen und Wohnen exemplifizierten ideologischen Kämpfe lag nach dem Ersten Weltkrieg.

Das Neue Bauen nach funktionalistischen Gesichtspunkten konnte sich so breit durchsetzen, weil seine Protagonisten einen Zusammenhang mit den Prinzipien der Gleichheit und der Demokratie herstellten: Funktionalität ist die Tochter der Rationalität und Rationalität ist auch die Basis der Demokratie. Als 1927 in Stuttgart die Weißenhofsiedlung als international beachtetes Exempel des Neuen Bauens eröffnet wurde, 'pilgerten' fast eine halbe Million Menschen auf die Anhöhe oberhalb der Stadt. Es ging um mehr als Wohnen. Längst war das Bauhaus in die politische Kritik geraten und wurde schon vor der Machtübernahme durch Hitler im nationalsozialistisch dominierten Dessau verboten.²

2. Schäfers, Bernhard: Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen, Opladen 2003.

Heute können wir Bauen und Wohnen ideologisch entspannter sehen, ohne jeglichen Zusammenhang zwischen 'Gelsenkirchener Barock', Mentalität und politischer Einstellung zu leugnen. Doch da es weder dem Sozialismus gelang, den "Neuen Menschen"³ zu schaffen, noch Le Corbusier und seiner Schule, für die Bedürfnisse der Menschen adäquate "Wohnmaschinen" (Le Corbusier) zu konstruieren, gibt es beim Bauen und Wohnen Befreiungen gegenüber funktionalistischen und politischen Vorgaben. Die Liebe zum Ornament muss nicht gleich als präfaschistisch bezeichnet werden. Heute wäre es wohl undenkbar, ornamentale Verzierungen an Häusern und in ganzen Straßenzügen abzuklopfen. Wir sind gelassener aus Erfahrung, toleranter aus Einsicht und vor allem auch dies: wir berauben uns nicht mehr der historischen Spuren und damit eines Elements unserer eigenen Identität.

Die vielfältigen Bedürfnisse der Menschen werden heute viel ernster genommen als früher. Le Corbusier hingegen wäre nie auf den Gedanken gekommen, künftige Bewohner zu befragen oder so etwas wie Partizipation zuzulassen. Grundzüge dieser neuen Toleranz und der Einsicht in neue Komplexität und Vielfalt haben wir nicht den Sozialwissenschaften zu verdanken, sondern dem feinen Gespür von Architekten, so vor allem von Robert Venturi, mit Charles Jencks der wichtigste Urheber postmodernen Denkens und Bauens. Bei Venturi heißt es bereits 1966:

Ich will über eine komplexe und widerspruchsfreie Architektur sprechen, die von dem Reichtum und der Vieldeutigkeit moderner Lebenserfahrung zehrt.⁴

Zu den Vorläufern anti-rationalistischer und -funktionalistischer Denkweisen in Architektur und Städtebau sollte man auch den

3. Küenzlen, Gottfried: Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, München 1994.

4. Venturi, Robert: Komplexität und Widerspruch in der Architektur, in: Neumeier, Fritz (Hrsg.): Quellentexte zur Architekturtheorie, München u.a. 2002.

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

Wiener Friedrich Hundertwasser zählen. In seinem bekannten 'Verschimmelungsmanifest gegen den Rationalismus in der Architektur', das er als 30-Jähriger im Jahr 1958 in Wien vortrug, sprach er u.a. von der "moralischen Unbewohnbarkeit der modernen Architektur"⁵, die schlimmer sein könne als die "materielle Unbewohnbarkeit" in den Elendsvierteln, weil sie die Seele des Menschen zugrunde richte. Der funktionalistische Wohnungs- und Städtebau deute auf "erbärmliche Kompromisse von Linealmenschen."

6. Wohnung und Wohnen: Entwicklungstendenzen der letzten 25 Jahre

Alle genannten Veränderungen der Demographie, der Sozialstruktur, der sozialen Differenzierung, der neuen Wertorientierungen und Lebensformen haben ihre Auswirkungen im Zuschnitt der Wohnungen, ihrer Lage und den Wohnweisen, d.h. den konkreten Handlungsabläufen der Haushaltsmitglieder im Wohnbereich, das Wohnumfeld eingeschlossen. Oder muss man – wie bereits hervorgehoben – gerade im Wohnbereich von einer gewissen Mentalität des Beharrens, einer fluchtburgartigen Rückzugsbewegung in das Vertraute der eigenen vier Wände gegenüber einer Welt des rasanten technisch-ökonomischen, sozialen und kulturellen Wandels sprechen? Erklärt sich vielleicht durch diese Resistenz, dass beim Wohnungsbau und in der Wohnungspolitik so lange am Leitbild des familiengerechten Wohnens festgehalten wurde? Das ist sicher richtig, aber ebenso lassen sich seit den 1980er Jahren deutliche Trends der Veränderung ausmachen.

5. Hundertwasser, Friedrich: Verschimmelungs-Manifest gegen den Rationalismus in der Architektur, in: Conrads, Ulrich (Hrsg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts, 2. Aufl., Braunschweig/Wiesbaden 1981.

Frauen spielen bei der Veränderung der Lebensformen und der Wohnverhältnisse eine entscheidende Rolle. Von ihrer Emanzipation, ihrer geänderten Bildungs- und Berufskarriere und zunehmenden Berufstätigkeit gehen entscheidende Impulse auch im Wohnungs- und Städtebau aus. In ihrer 'Soziologie des Wohnens' resümieren Hartmut Häußermann und Walter Siebel: "Die Initiative zu Wohnexperimenten geht meist von den Frauen aus."⁶ Aus der Perspektive von Frauen und jungen Müttern wird immer fraglicher, ob die weitere Expansion des suburbanen Raumes sinnvoll ist – von ökonomischen und ökologischen Gesichtspunkten ganz zu schweigen. In einer Arbeit von Monika Alisch über 'innenstadtnahes Wohnen als Chance zur Lebensstilisierung jenseits der 'weiblichen Normalbiographie' heißt es, dass "die zeitliche Parallelität der veränderten Nachfrage auf dem innerstädtischen Wohnungsmarkt, der irreversiblen Teilhabe der Frauen an qualifizierter Erwerbsarbeit und der Pluralisierung ihrer Lebensentwürfe"⁷ im Zusammenhang gesehen werden müssten.

Der bereits zitierten Arbeit von Katharina Weresch über 'Wohnungsbau im Wandel der Geschlechterverhältnisse' entnehme ich den Hinweis, dass bei der Planung des IBA-Emscher-Parks in Nordrhein-Westfalen im Jahr 1990 "zum ersten Mal in der deutschen Wettbewerbsgeschichte" ein bundesweit offener Wettbewerb für ein 3600qm großes, citynahes Grundstück für 28 Wohneinheiten ausgelobt wurde, das sich ausschließlich an Frauen richtete und – laut Ausschreibungsunterlagen – zum Ziel hatte, "insbesondere den Wohnbedürfnissen von Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen Rechnung [zu] tragen."⁸ Nicht nur

6. Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim/München 1996, S. 312.

7. Alisch, Monika: Innenstadtnahes Wohnen als Chance zur Lebensstilisierung jenseits der 'weiblichen Normalbiographie', S. 396, in: Dangschat, Jens S./Blasius, Jörg (Hrsg.): Lebensstile in den Städten, Opladen 1994, S. 396-407.

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

die familiäre und soziale Position der Frauen hat sich verselbständigt (zumal dann, wenn man sich die bis 1977 geltende Ehe- und Familiengesetzgebung anschaut), sondern auch die der Kinder und Jugendlichen. Bereits vor 20 Jahren formulierte ich in meiner Jugendsoziologie: "Der Jugendliche emanzipiert sich in der Familie von der Familie."⁹ Das wurde ermöglicht durch das eigene Zimmer, eigene Tages- und Nachtrhythmen und eine mediale Eigenversorgung im weiter expandierenden privaten Medienpark.

Einige weitere Trends, die Wohnung und das Wohnen betreffend, seien wie folgt zusammengefasst:

- dass die Wohnung gemütlich sein soll, rangiert bei fast allen 'Lebensstilgruppen' nach einer repräsentativen Befragung 1996 an erster Stelle;
- die 'Herrschaft der Mechanisierung' – um an den berühmten Buchtitel von Siegfried Giedion aus dem Jahr 1948 zu erinnern – ist von anhaltender Nachhaltigkeit auch im Wohnbereich, nun unter Einschluss einer Vielzahl alter und neuer Medien;
- die Küche wird wieder zum Lebensraum; einen wichtigen Impuls hierfür gab 1982 der berühmte Designer Otl Aicher mit seinem Buch 'Die Küche zum Kochen'. Dies erlaubt auch den "fliegenden Wechsel zwischen Fast food und Feinkost";¹⁰
- die Postmoderne hatte als Konsequenz eine Explosion an Farben und Formen, die oft an die Buntheit und Vielgestaltigkeit

8. Weresch, Katharina: Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse, Hamburg/München 2005, S. 245.

9. Schäfers, Bernhard: Soziologie des Jugendalters, Opladen 1982, S. 101 (seit der 8., veränderten Auflage zusammen mit Albert Scherr, Wiesbaden 2005).

10. Tränkle, Margret: Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik, in: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999, S. 763.

mittelalterlicher Städte denken lassen. Die Öde der Reihung im internationalen Stil wird abgelöst durch eine immer feinnervigere Parzellierung (gute Beispiele finden sich in den Freiburger Neubauvierteln 'Rieselfeld' und 'Vauban', aber auch in der Tübinger Südstadt, im 'Französischen Viertel' (einem Konversionsgelände).

7. Beispiele für Neues Wohnen

7.1. Haus-Heyden-Hof, Aachen

Seit 1982 wurde an diesem Projekt gearbeitet. Andritzky nennt es als typisch für die vielfachen Versuche der "organisierten Gruppenselbsthilfe".¹¹ Das erforderte auch – rechtlich wohl sehr schwierig – neue, gruppenbezogene Eigentumsformen. Die Stadt Aachen vergab das Grundstück auf der Basis des Erbbaurechts. Die Motivation der neuen Eigentümer war, mit ihren Kindern in ein selbstbestimmtes Gemeinschaftsprojekt zu ziehen und die Situation der isolierten Kleinfamilie zu durchbrechen. Es entstanden in sechs Häusern acht Wohneinheiten.

Nicht uninteressant ist die soziale Herkunft und die gesellschaftspolitische Orientierung der jungen Familien: Sie kannten sich über selbst organisierte Kinderprojekte, waren Akademiker und gehörten zum eben genannten 'post-materialistischen' Aachener Milieu mit rot-grüner Orientierung. Liegen hier, in der Gemeinsamkeit des Wollens und der gemeinsamen Erfahrungen, die Gründe dafür, dass die eigentliche Planungsphase und damit die der Abstimmung der Wohnwünsche mit acht Wochen relativ kurz war? Durch eine rationelle Bauweise konnten die Wohneinheiten in nur knapp einem Jahr errichtet werden. Auch nach der Fertig-

11. Andritzky, Michael: Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute, S. 663, in: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999, S. 615-686.

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

stellung blieben die formalen, sich auf Selbstverwaltung, Nutzung der Gemeinschaftsflächen etc. gründenden Beziehungen störungsfrei. Als Grund nennt Andritzky, dass es keine weitergehenden Versuche gegeben habe, "mehr Gemeinschaft zu wagen." Negativ war nur, dass sich schon zwei Jahre nach dem Einzug drei Erwachsenenpaare trennten.

7.2. Integriertes Wohnen in Kempten

Dies ist eines der bekanntesten, mehrfach, u.a. mit dem Deutschen Städtebaupreis, ausgezeichneten Projekte des 'integrierten Wohnens' überhaupt. Grundlage war ein Vorhaben im Programm der Bundesregierung zum 'experimentellen Wohnungs- und Städtebau' aus den Jahren 1989-1994. Zu den Planungsabsichten der Karlsruher Architektengruppe 4+ gehörte die baulich unterstützte Integration der Generationen, der benachteiligten Gruppen, der Haushalte mit unterschiedlichem Familienstatus und -einkommen. Aber auch Studenten, Ausländer und Aussiedler sollten dort wohnen. Integrative Unterstützung versprach man sich bei den insgesamt 60 Wohnungen für ca. 170 Personen von einem Bewohnercafé, einem Gästeappartement, einer Tagespflegestätte mit ambulanten Diensten und einem offenen Mittagstisch; viele offene Angebote sollten eine selbstständige Integration über die gebotenen Möglichkeiten erlauben. Bereits in der Vorbereitungsphase wurden die künftigen Bewohner in die Planung einbezogen. Der Gegensatz zu Aachen ist deutlich: hier die Initiative einer Gruppe, die sich zuvor kannte; dort, in Kempten, die 'Kopfgeburt' (Andritzky) eines Projektteams aus einer entfernten Stadt. Entsprechend der viel größeren Zahl der künftigen Bewohner kam es zu einer insgesamt vierjährigen Vorbereitungsphase; sie mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die beabsichtigte Integration älterer Bewohner kaum gelang.

7.3. Die ökologische Siedlung Geroldsäcker, Karlsruhe

Auch diese 'Siedlung' erlangte einige Prominenz und wird häufig von interessierten Architekturstudenten aufgesucht. In ihr kamen jene Bauabsichten zusammen, die in den 70er und 80er Jahren ihre Wurzeln haben und dort wie anderswo konkretisiert wurden; hierzu rechnen:

- eine neue Vielfalt der Bauformen;
- Selbstbestimmung bei der Planung und beim Bauprozess;
- Berücksichtigung ökologischer Kriterien und sparsamer Flächenverbrauch;
- Berücksichtigung gemeinschaftlicher Interessen;
- soziale Durchmischung.

Die Karlsruher Geroldsäcker erlangten dadurch besondere Beachtung, dass auf die Außenanlagen, auf wohnungsnahen Freiräume und auf öffentliche Räume großer Wert gelegt wurde.¹² So befindet sich im Zentrum der Siedlung der Hauptplatz mit dem Gemeinschaftshaus; auf diesen führen alle Wege zu, auch die Ausgänge der Garagen. Angrenzend an den Hauptplatz befindet sich ein mit Bäumen bestandener kleiner Festplatz.

Das Gemeinschaftshaus, aber auch die Technikanlagen und alle Freianlagen, befinden sich in Gemeinschaftseigentum; für die anstehenden Aufgaben haben die Bewohner Arbeitsgruppen gebildet.

7.4. Das Freiburger Rieselfeld

Hier trug nicht unwesentlich zum Erfolg die besondere Freiburger Mentalität des Siedlungs- und Wohnungsbaus bei, seit den frühen 70er Jahren sichtbar bereichert durch eine ökologische Perspektive, und mit Klaus Humpert ein Baudezernent, der die

12. Andritzky, 1999, S. 667f.

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

bisherige Planungs- und Gestaltungstotalität seines Amtes zugunsten einer neuen Vielfalt und Beteiligung der künftigen Bewohner und Architekten zurücknahm. Die Vielfalt erkennt man daran, dass bei 18 Wohneinheiten 17 verschiedene Grundrisse und 16 verschiedene Innentreppen realisiert wurden. Für das gleichwohl gemeinschaftliche Bauen fanden sich sehr unterschiedliche Gruppen zusammen. Zu den Zielen gehörten neben ökologischen Grundlagen Kinder- und Frauenfreundlichkeit. Der gesamte Planungsprozess wurde durch eine Dauereinrichtung der Kommunikation und der Mitbestimmung begleitet. Das Rieselfeld konnte bereits von Überforderungen und Desillusionierungen anderer vergleichbarer Projekte lernen.

Schlussbemerkungen

Auf der einen Seite hat sich die Planung von Wohnungen aus vielfältigen Vorgaben befreit; sie berücksichtigt in hohem Maße die Bedürfnisse künftiger Bewohner und ist von vornherein in komplexe und oft zeitraubende Prozesse der Partizipation eingebunden; auf der anderen Seite fehlt es mehr und mehr an Ressourcen, Grundzüge des Neuen Wohnens zu realisieren. Bei den Individuen nehmen die Sicherheiten längerfristiger Lebensplanung, sowohl beruflich wie privat, deutlich ab; seitens der Kommunen und des Staates sind die Möglichkeiten, preiswerten Baugrund zur Verfügung zu stellen und das Bauen selbst durch steuerliche und sonstige Vergünstigungen zu unterstützen, rückläufig. Aber hier liegt auch eine Chance für die Regenerierung der Städte, für ein differenzierendes Bauen im Bestand und für neue Möglichkeiten der sozialen und städtischen Integration.

Literaturverzeichnis

- Alisch, Monika: Innenstadtnahes Wohnen als Chance zur Lebensstilisierung jenseits der 'weiblichen Normalbiographie', in: Dangschat, Jens S./Blasius, Jörg (Hrsg.): Lebensstile in den Städten, Opladen 1994.
- Andritzky, Michael: Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute, in: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999, S. 615-686.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1998.
- Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (Hrsg.): Stadt zum Wohnen – Wohnen in der Stadt, Berlin 1999.
- Berichte der Jahrestagung 1999 in Berlin, Edition Stadtbaukunst, Berlin/Hamburg 1999.
- Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute, Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim/München 1996.
- Hundertwasser, Friedrich: Verschimmelungs-Manifest gegen den Rationalismus in der Architektur, in: Conrads, Ulrich (Hrsg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts, 2. Aufl., Braunschweig/Wiesbaden 1981, S. 149-152.
- Küenzlen, Gottfried: Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, München 1994.
- Schäfers, Bernhard/Wewer, Göttrik (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt, Opladen 1996.
- Schäfers, Bernhard: Architektursoziologie. Grundlagen –

Wohnen im sozialen und kulturellen Wandel

- Epochen – Themen, Opladen 2003.
- Schneider, Nicole/Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität, Opladen 1999.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt am Main/New York 1992.
- Tränkle, Margret: Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik, in: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999, S. 687-806.
- Venturi, Robert: Komplexität und Widerspruch in der Architektur, in: Neumeyer, Fritz (Hrsg.): Quellentexte zur Architekturtheorie, München u.a. 2002, S. 510-523.
- Weresch, Katharina: Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse, Hamburg/München 2005.
- Zapf, Katrin: Haushaltsstrukturen und Wohnverhältnisse, in: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Von 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau, Bd. 5, Stuttgart 1999, S. 563-614.

Zu statistischen Daten – betreffend die Demographie, die Haushaltsstrukturen etc. – vgl. den vom Statistischen Bundesamt herausgegebenen 'Datenreport 2002' (auch im Internet unter http://www.destatis.de/allg/d/veroe/d_datend.htm).

Der 'vernetzte Egoist'. Überlegungen zur anthropologischen Basis der Sozialpolitik im sozialen Wandel

Frank Schulz-Nieswandt

Die Frage der wissenschaftlichen Modellierung menschlichen Verhaltens ist von grundlegender Bedeutung für die Sozialpolitik als Forschungsgebiet, letztendlich auch für die praktische Sozialpolitik. Denn die Sozialpolitik steht in einem reziproken Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit, die einem Wandel unterliegt. Die Sozialpolitik reagiert einerseits auf den sozialen Wandel und bedarf daher eines angemessenen – empirisch fundiertem – Bildes der sozialen Wirklichkeit; andererseits gestaltet sie die soziale Wirklichkeit, begleitet den sozialen Wandel also gestaltend – nach eigenen Leitbildern und eingelassen in komplexe historische Wirkfelder von Ideen und Interessen, eingelassen in eine komplexe Verschachtelung biographischer, gesellschaftlicher und kulturgeschichtlicher Zeitstrukturen. Insbesondere der demographische Wandel wird als Entwicklungsaufgabe des Sozialstaates verstanden:¹ Welcher Weg der kreativen Anpassung ist zu gehen? Von Anbeginn² steht die Sozialpolitik – als Wissenschaft wie als Praxis – in diesem Spannungsfeld zwischen Faktizität und Normativität.

1. Vgl. dazu auch Frank Schulz-Nieswandt: Sozialpolitische Trends in Deutschland. Gewerkschaftliche Monatshefte 55 (7+8), 2004, S. 402-410. Sowie Frank Schulz-Nieswandt/Clarissa Kurscheid: Integrationsversorgung. Anthropologisch orientierte Forschung zur Sozialpolitik im Lebenszyklus, Bd. 2, Münster 2004. Kruse, Andreas/Gaber, Elisabeth/Heuft, Gereon/Oster, Peter/Re, Susanne/Schulz-Nieswandt, Frank: Gesundheit im Alter. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 10, hrsg. v. Robert Koch-Institut, Berlin 2002.
2. Kaufmann, Franz-Xaver: Sozialpolitisches Denken, Frankfurt am Main 2003.

Stellt das Bild des 'vernetzten Egoisten' eine verhaltenswissenschaftlich zweckmäßige Grundlage für die anstehenden Fragen der Entwicklung der Sozialpolitik dar? Wie ist das Bild zu verstehen? Welche Konsequenzen muss die praktische Sozialpolitik ziehen?

1. Was ist Sozialpolitik?

Eine grundrechtlich-ontogenetische Annäherung an eine lebenslagen- und lebenslauforientierte Interventionslehre

Sozialpolitik ist definiert³ als grundrechtlich fundierte Intervention in die Lebenslagen der Person im Lebenslauf, um im Lichte anthropologisch-rechtsphilosophischer Erwägungen über die Balance zwischen Selbstsorge (Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit), Mitsorge (soziale Mitverantwortlichkeit) und Fremdsorge (gesellschaftlicher Hilfeabhängigkeit) Ressourcen so zu generieren und bereitzustellen, dass sich die Person – im Entwicklungskontext von Sozialkapital – frei entfalten kann und Teilhabechancen an den politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Gütern der Gesellschaft realisieren kann, um so gleichzeitig kollektive Nachhaltigkeit zu sichern.

a) Lebenslagen

Sozialpolitik definiert sich als Intervention in Lebenslagen.⁴ Lebenslagen sind transaktionalistisch als Handlungsräume der

3. Systematisch dargelegt in Frank Schulz-Nieswandt: Sozialpolitik und Alter. Reihe Grundriss Gerontologie, Bd. 5, Stuttgart u.a. 2006. Zugänglich ist, das Sozialpolitikverständnis ebenso darlegend, Frank Schulz-Nieswandt/Clarissa Kurscheid: Kompetenzzentrierte sozialpolitische Interventionen in der Wohlverhaltensperiode des Privatinsolvenzrechts, Materialien zur Familienpolitik, Nr. 20/2005, www.bmfsfj.de.

4. Schulz-Nieswandt, Frank: Die Kategorie der Lebenslage – sozial- und verhaltenswissenschaftlich rekonstruiert, in: Karl, Fred (Hrsg.): Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie, Weinheim/München 2003, S. 129-139.

Der 'vernetzte Egoist'

Person zu verstehen, die sich ressourcentheoretisch aufschlüsseln lassen. Um die – ontogenetisch zu begreifende – eigene Selbstentwicklung entfalten zu können, bedarf die menschliche Person einerseits personengebundener Kompetenzen, andererseits kontextueller Ressourcen. Der Kompetenzbegriff ist ebenso komplex und vieldimensional (daseinsbezogene, alltägliche Kompetenzen, psychische Widerstandsfähigkeit [Resilienz], berufliche Qualifikationen etc.) wie der Kontextbegriff. Hier sind ökonomische, soziale, infrastrukturelle, technisch-dingliche Ressourcen etc. zu differenzieren. Person und Welt stehen dabei in einer Wechselwirkung.

b) Intervention

Die Sozialpolitik interveniert mittels verschiedener Instrumente, die verknüpft werden können (Transfers, Infrastruktursicherstellung, Kompetenzgenerierung, Rechtsansprüche).

c) Grundrechte

Gemäß Art. 2 des Grundgesetzes (GG) im Lichte von Art. 1 GG und konkretisiert in § 1 des Sozialgesetzbuches (SGB) I hat die Person⁵ ein zu materialisierendes Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, für das im Lichte des Sozialstaatsprinzips gemäß Art. 20 GG die soziale Sicherung und das System sozialer Dienstleistungen (soziale Daseinsvorsorge)⁶ unhintergehbare Funktionsvoraussetzungen darstellen.

5. Ladwig, Bernd: Gerechtigkeit und Verantwortung. Liberale Gleichheit für autonome Personen, Berlin 2000.

6. Vgl. dazu Frank Schulz-Nieswandt: Soziale Daseinsvorsorge im Lichte der neueren EU-Rechts- und EU-Politikentwicklungen, in: Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen 28 (1), S. 19-34. Sowie Frank Schulz-Nieswandt: Daseinsvorsorge in der EU, in: Linzbach, Christoph u.a. (Hrsg.): Die Zukunft der sozialen Dienste vor der Europäischen Herausforderung, Baden-Baden 2005, S. 397-423.

Diese Interpretation ist durch die Aufnahme der Grundrechtscharta von Nizza in den Teil II der EU-Verfassung verstärkt worden und muss als bindend im Europäischen Verfassungsverbund gewürdigt werden.⁷ Die Europäische Verfassung definiert die europäische Marktwirtschaft als sozial (Art. 1-3 (3) EU-Verfassung) und legt ein rawlsianisches Kriterium der Wohlstandsentwicklung an (vgl. Präambel): Demnach darf niemand von der Wohlstandsentwicklung ausgeschlossen werden. Der Bürger ist im Sinne der Unionsbürgerschaft ein Staats-, Wirtschafts- und Sozialbürger.⁸

d) Ontogenetische Perspektive

Die grundrechtlich verbürgte Sichtweise lässt den sozialpolitischen Interventionen in die Lebenslagen eine grundsätzliche Lebenslauforientierung zukommen. Gefragt wird, ob und inwieweit die Menschen über hinreichende Ressourcen verfügen, um ihren Entwicklungsaufgaben, also den lebenszyklischen An- und Herausforderungen passungsfähig und optimierend gerecht zu werden. Gelingende Ontogenese der menschlichen Persönlichkeit wird im Gleichklang der individuellen und der gesellschaftlichen Perspektive verstanden als Gravitationspfad zwischen Selbstsorge, Mitsorge und Fremdsorge. Das heißt zweierlei: Einerseits muss sich die Personwerdung⁹ des Menschen auf eine gelingende Bildung und Integration von Eigensinn und Gemeinsinn berufen; andererseits besteht eine kollektive Nachhaltigkeit sozialer Systeme nur, wenn eine hinreichende Zahl der Bürger

7. Vgl. auch Frank Schulz-Nieswandt/Remi Maier-Rigaud: Dienstleistungen von allgemeinem Interesse, die offene Methode der Koordinierung und die EU-Verfassung, in: Sozialer Fortschritt 54 (5) (im Druck).

8. Dazu Frank Schulz-Nieswandt: Auf dem Weg zu einem Europäischen Familien(politik)leitbild? Thesen zum komplexen Wandlungsprozess der Überwindung eines arbeitnehmerzentrierten koordinierenden EU-Arbeits- und Sozialrechts, in: Althammer, Jörg (Hrsg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert, Berlin u.a. 2005, S. 171-187.

9. Fowler, Chris: The Archaeology of Personhood, London/New York 2004.

Der 'vernetzte Egoist'

empathiefähig sozialisiert worden ist, damit eine verhaltenswirksame kognitiv-moralische Basis der sozialen Akzeptanz sozialer Sicherungssysteme und ihrer kollektivgutökonomischen Effizienz verbürgt ist. Personwerdung schließt demnach einerseits eine psychisch gesunde Ich-Entwicklung ein, andererseits beruht sie auf der ausreichenden Motiv- und Kompetenzgenerierung zur Wahrnehmung gesellschaftlicher und generationenübergreifender Daseinsaufgaben.

e) Kollektive Nachhaltigkeit

Dient Sozialpolitik demnach einerseits der Individualentfaltung und ist somit prinzipiell freiheitlich ausgerichtet, so hat sie andererseits zugleich die generationenübergreifenden Aufgaben-, Rechts- und Verpflichtungszusammenhänge zu beachten, die aus dem Tatbestand der Gesellschaft als intergenerationellem Verkettungszusammenhang resultieren. Diese intergenerationelle Nachhaltigkeit kann auf einer umfassenden Interessenskoalition beruhen,¹⁰ die aus der sozialen Interdependenz der Grundrechte resultiert: Figurationsbildend sind die Rechte der Kinder auf Umwelten des gelingenden Aufwachsens, die Rechte der Eltern auf Vereinbarkeit multipler Rollen, die Rechte des Alters¹¹ auf Würde und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und das Recht der staatlich verfassten Gesellschaft auf nachhaltige Entwicklung des Humankapitals.

f) Die Bedeutung der intermediären Ebene des Sozialkapitals

Soll es dergestalt zu einer gelingenden Verschränkung individueller und kollektiver Entwicklungsperspektiven kommen, muss es der 'Gesellschaft der Individuen'¹² möglich werden, ein Entwicklungsmilieu zu kontextualisieren, in dem die Personwerdung des

10. Vgl. Frank Schulz-Nieswandt: Geschlechterverhältnisse, die Rechte der Kinder und Familienpolitik in der Erwerbsarbeitsgesellschaft. Anthropologisch orientierte Forschung zur Sozialpolitik im Lebenszyklus, Bd. 1, Münster 2004.

11. Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt am Main 1991.

Menschen geschehen kann und die historische Weitergabe und Fortentwicklung im Sinne eines kulturellen Gedächtnisses¹³ gelingen kann. Dieser institutionelle Meso-Kontext ist der Raum des Sozialkapitals.¹⁴ Verstanden wird darunter ein Raum des verörtlichten Daseins des Menschen, der die Menschen

- Reziprozitätserfahrungen machen lässt,
- ein Vertrauensklima erfahrbar macht und
- das Feld des zivilgesellschaftlichen/bürgerschaftlichen Engagements darstellt.

Ist die Figur des 'vernetzten Egoisten' nun als Erosion oder gar als zweckmäßige Basis einer solchen Sozialpolitikentwicklung zu verstehen?

2. Was kann unter dem 'vernetzten Egoisten' verstanden werden?

Es wird nun darum gehen, eine Deutung des 'vernetzten Egoisten' zu versuchen, die a) empirisch plausibel ist und b) die Möglichkeit bietet, eine produktive Schnittfläche mit dem oben entwickelten Verständnis von Sozialpolitik zu definieren. Dazu ist zunächst hervorzuheben, dass die oben dargelegte Definition von Sozialpolitik im Kontext des sozialen Wandels (ökonomisch gesehen) sowohl eine Frage der Generierung anreiz-kompatibler Regeln ist, als auch (kulturanthropologisch-entwicklungspsychologisch gesehen) eine Frage der Haltungsgenerierung, also Motiv- und Kompetenzentwicklung der Person einschließend. Letztendlich ist Regelbildung und Haltungsbildung auch nicht cartesianisch zu

12. Erll, Astrid: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart/Weimar 2005.

13. Vgl. dazu Wim van Oorschot/Wil Arts: The social capital of European welfare states: the crowding out hypothesis revisited. *Journal of European Social Policy* 15 (1), S. 5-26.

14. Wagner, Hans-Josef: Sozialität und Reziprozität. *Strukturelle Sozialisations-theorie I*, Frankfurt am Main 2004.

Der 'vernetzte Egoist'

dualisieren (rationale Interessen einerseits, Rahmenbedingungen andererseits; beides unter der Bedingung methodisch strikter Separation modelliert): Regelbildungen sind eine inter-subjektive kommunikative Leistung von Personen im kulturellen Raum und in der historischen Zeit und als Mechanismus der Wechselwirkung subjektiver und kollektiver Gedächtnisfunktionen zu modellieren.

Wenn das so ist, kann unter dem 'vernetzten Egoisten' zunächst das Klugheitsregime des rationalen Altruismus deduziert werden. Nimmt man – was empirisch evident ist – Externalitäten der Wohlfunktionsfunktionen der Menschen an, so können pareto-optimale Redistributionsarrangements abgeleitet werden. Probleme der sozialen Kooperation können in diesem theoretischen Kontext spieltheoretisch modelliert werden. Soziales Helfen liegt demnach im allseitigem Interesse der die Figuration bildenden Akteure. 'An sich' ist der Akteur 'egoistisch' (eigensinnig/selbstreferentiell), aber er lernt, dass er dies in der faktischen, unhintergehbaren Vernetzung mit dem Alter Ego nur optimieren kann, wenn er die Caring Externalities berücksichtigt.

Soziologisch mit Blick auf den sozialen Wandel und in sozialpolitischer Absicht gesehen, wäre zu schlussfolgern, dass es in (naher) Zukunft zunehmend darauf ankommen wird, die Faktizität des Egoisten in die soziale Modalität der Vernetzung zu überführen. Die Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens müssen demnach so generiert werden, dass die Vernetzung zur Berücksichtigung der Externalitäten des Zusammenlebens eigensinniger Subjekte führt. Da Externalitäten auch inter-temporaler Art sein können, könnten so auch intergenerationelle Nachhaltigkeiten Eingang ins Kalkül finden.

Aber einige Aspekte bleiben auf der Basis dieser Analyseebene unterbeleuchtet. Die generative Grammatik¹⁵ des Problems ist

15. Zirfas, Jörg: Pädagogik und Anthropologie, Stuttgart 2004.

nicht aufgedeckt. Denn die Vernetzung, obwohl sie faktisch immer da ist, kann nicht einfach als reflektierte Modernität vorausgesetzt werden? Wie kommt es zur motivbildenden Haltungsgenerierung, die es kompetenzabhängig möglich macht, dass a) Externalitäten kognitiv erfasst und normativ beurteilt werden, b) Regeln gebildet oder kulturell vererbte Institutionen weiterentwickelt werden? Und wie generiert sich das Entwicklungsmilieu für derartige Haltungs- und Regelbildungsmechanismen? Wie entsteht Sozialkapital, wie wird es kulturell vererbt?

Letztendlich wird sogar eine implizite Revision des Modells des 'vernetzten Egoisten' deutlich. Es reicht nicht hin, dem 'Egoisten' – im Sinne des oben bereits angesprochenen 'cartesischen Dualismus' – ein externes Regelwerk der Vernetzung als anreizkompatible Rahmung seines Verhaltens gegenüber zu stellen. Er muss – quasi-transzendental – eine kognitiv-moralische Kompetenz zum angemessenen Leben und Erleben dieser Vernetzung bilden, was wiederum auf Fragen seiner gelingenden Sozialisation¹⁶ verweist. Empathie bzw. Perspektiven- bzw. Rollenwechsel als Grundlage der Entwicklung pro-sozialer Einstellungen und pro-sozialen Verhaltens¹⁷ sind somit einerseits zwingend ontogenetische Voraussetzungen der gesellschaftlichen Entwicklungen auf der Meso- und Makroebene, setzen aber andererseits Mechanismen kultureller Weitergabe von Kompetenzen voraus. Dieser ontologisch unabdingbare Transaktionalismus, der Kreislauf von Wirkwelt und Merkwelt, von Organismus und Umwelt – wenn im Paradigma der theoretischen Biologie der Verhaltensforschung argumentiert werden darf – wirft die für das historische Schicksal der sozialen Nachhaltigkeit und der sozialen Sicherungssysteme

16. Vgl. Peter Fonagy: Bindungstheorie und Psychoanalyse, in: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, 5., vollst. überarb. Aufl., Weinheim/Basel 2003.

17. Weidkuhn, Peter: Reizwort Marktwirtschaft. Elemente einer Kulturanthropologie des Marktes, Frankfurt am Main/New York 1998.

Der 'vernetzte Egoist'

moderner Marktgesellschaften unhintergehbare Problem der generativen Grammatik des 'vernetzten Egoisten' auf.

3. Die transzendente Bedeutung der unbedingten Gabe und ihre Reziprozitätsökonomischen Derivationen

Die Forschungen und Diskussionen in den letzten Jahren in ganz unterschiedlichen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen haben zur Rückvergewisserung der großen Bedeutung der Anthropologie der Gabemechanismen und der Reziprozitätsökonomik auch für (das Verständnis der) moderne(n) Markt¹⁸-Gesellschaften geführt.¹⁹ Die Debatte hat es hierbei mit einer der zentralen Universalien menschlicher Existenz zu tun: 'Das Leben ist ein Geben und Nehmen'. Als Prinzip schon des Gottesverhältnisses des Menschen (im Gebet, im Klagelied oder, grundlegend, im religiösen Opferkult), religionsgeschichtlich und religionsphänomenologisch darlegbar,²⁰ verwurzelt, stiftet die teilende Mahlgemeinschaft als Tischgenossenschaft Gesellung, Inklusion und Solidarbeziehungen auf Gegenseitigkeit. Ist die Minimierung bzw. Begrenzung der negativen Reziprozität ('Nehmen, ohne zu geben') ein ökonomisch hinreichend begriffenes Problem in der ökonomischen Analyse effizienter institutio-

18. Dazu Kathrin Busch: Geschicktes Geben, in: Stegbauer, Christian (Hrsg.): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit, Opladen 2004.

19. Vgl. Frank Schulz-Nieswandt: Die Gabe. Der gemeinsame Ursprung der Gesellung und des Teilens im religiösen Opferkult und in der Mahlgemeinschaft, in: Zeitschrift für Sozialreform 47 (1), 2001, S. 75-92.

20. Vgl. zum Problem Sozialversicherung versus Sozialhilfe Frank Schulz-Nieswandt: Treffsicherheit in der Sozialpolitik, in: Held, Martin u.a. (Hrsg.): Jahrbuch Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik, Bd. 1, Gerechtigkeit als Voraussetzung für effizientes Wirtschaften, Marburg 2002, S. 279-299. Ausführlicher Frank Schulz-Nieswandt: Zur Genossenschaftlichkeit der Gesetzlichen Krankenversicherung. Moralökonomische, kulturalanthropologische und tiefenpsychologische Aspekte einer Analyse des Gabemechanismus der Sozialversicherung im morphologischen Vergleich zur Sozialhilfe, Genossenschaft und Versicherung, Bd. 3, Weiden/Regensburg 2002.

neller Arrangements von Kollektivgutsituationen, so zeigt die neuere Forschung zunehmend deutlich, dass das individuelle Insistieren auf einer ausbalancierten Form der Reziprozität (ausgeglichenen Bilanz des Gebens und Nehmens sowohl in zeitnaher als auch in zeitferner Perspektive) unter realen Bedingungen der unvollkommenen Welt nicht funktionieren kann, wenn nicht ein gewisses Maß an generalisierter Reziprozitätsneigung gegeben ist, wodurch sich so überhaupt erst die Chance auf Akzeptanz einer unvollständig ausbalancierten Reziprozitätsökonomik ergibt.²¹ In dekonstruktiver Perspektive²² wird die generalisierte Form der Gabebereitschaft jenseits einer Praxis der Utilitätsbewertung, die auf die Verpflichtung zur Gegen-Gabe hinwirkt, zur unbedingten Voraussetzung realer, unvollständig balancierter Formen des Gebens und Nehmens. Es ist diese Unbedingtheit der Gabe, die im Rahmen einer philosophischen Anthropologie²³ – letztendlich eventuell nur im Rahmen einer theologischen Anthropologie – zu denken ist, um überhaupt die unvollkommenen und ökonomisierten Derivationen der realen Reziprozitätspraktiken möglich werden zu lassen. In der historisch-kulturellen Realität hat es die Gesellschaft mit dem Problem der Generierung, der kulturellen Weitergabe und der Modernisierung von ausdifferenzierten Praxisformen des sozialen Tausches und der dabei impliziten Gerechtigkeitsnormen zu tun. Hier kann, je nach Risiko, nach Bedarf oder nach Leistung umverteilt und aufgeteilt werden. Oder es können die Chancen im Sinne einer Ausgangslage verteilt werden. Auch sind die Probleme der Asymmetrie in den sozialen Tauschbeziehungen zu beachten; und die Solidar-

21. Dazu Sascha Bischof: *Gerechtigkeit – Verantwortung – Gastfreundschaft. Ethik-Ansätze nach Jacques Derrida*, Freiburg (CH)/Wien 2004.

22. Thies, Christian: *Einführung in die philosophische Anthropologie*, Darmstadt 2004.

23. Zu den sozialarchitektonischen Vektoren vgl. auch Frank Schulz-Nieswandt: *Studien zur strukturalen Anthropologie sozialer Hilfeformen und sozialer Risiokogemeinschaften*, Regensburg 2000.

Der 'vernetzte Egoist'

beziehungen, die aus der Reziprozität der Menschen erwachsen, können vertikaler oder horizontaler Art²⁴ sein – Aspekte, die aber nicht weiter verfolgt werden können.²⁵

Ausblick

Das Problem des 'vernetzten Egoisten' ist zunächst ein Thema der neueren soziologischen Theorie, insbesondere der Sozialstrukturforschung. Aber gerade deshalb ist es für die wissenschaftliche wie praktische Sozialpolitik hoch relevant. Sozialpolitik ist Intervention in die Lebenslagen und Lebenslagengefüge der Menschen im Lichte der empirischen Befundlandschaft der Sozialstruktur und des sozialen Wandels. Aber gerade auch die Akzeptanz und die Entwicklungsrichtung der Sozialpolitik hängt von eben diesem sozialen Wandel ab. Erodieren die soziale Basis des Sozialstaates als moralökonomische Veranstaltung? Lassen sich hinreichende habituelle Grundlagen gegenwärtig und – prognostisch – zukünftig ausmachen? Wie entwickelt sich die 'Wohlfahrtskultur' der Werte und Einstellungen – etwa im Kontext Europas?²⁶ Welche Verhaltensmuster generieren sich auf dieser Grundlage? Verändern sich die kulturellen Codes in der sozialen Konstruktion der sozialen Wirklichkeit? Die Figur des 'vernetzten Egoisten' – angemessen interpretiert in engstem Zusammenhang mit der Empirie – kann eine ausreichende Basis für eine zukünftige Gesellschaft abgeben. Das Problem selbst – die Möglichkeit

24. Vgl. Frank Schulz-Nieswandt: Herrschaft und Genossenschaft. Zur Anthropologie elementarer Formen sozialer Politik und der Gesellung auf historischer Grundlage, Schriften zum Genossenschaftswesen und zur Öffentlichen Wirtschaft, Bd. 37, Berlin 2003.

25. Gerhards, Jürgen/Hölscher, Michael: Kulturelle Unterschiede in der Europäischen Union, Wiesbaden 2005.

26. Dazu auch Frank Schulz-Nieswandt: Altern in einer nicht kalendarisch geordneten Welt, in: IFG (Hrsg.): Altern ist anders, Münster 2004, S. 34-47. Sowie Frank Schulz-Nieswandt: Alter als politische Herausforderung, in: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie, Bern u.a. 2004, S. 550-560.



Frank Schulz-Nieswandt

von Ego in einer Welt des Alter Ego – ist allerdings auch in Richtung tiefgreifender anthropologischer Untersuchungen zu würdigen. Sonst wird die tiefgreifende generative Grammatik der Sozialpolitik als *conditio humana* nicht verständlich.

Literaturverzeichnis

- Bischof, Sascha: *Gerechtigkeit – Verantwortung – Gastfreundschaft. Ethik-Ansätze nach Jacques Derrida*, Freiburg/Schweiz/Wien 2004.
- Busch, Kathrin (Hrsg.): *Geschicktes Geben*, in: Stegbauer, Christian: *Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit*, Opladen 2004.
- Elias, Norbert: *Die Gesellschaft der Individuen*, Frankfurt am Main 1991.
- Erl, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart/Weimar 2005.
- Fonagy, Peter: *Bindungstheorie und Psychoanalyse*, in: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie*, 5., vollst. überarb. Aufl., Weinheim/Basel 2003.
- Fowler, Chris: *The Archaeology of Personhood*, London/New York 2004.
- Gerhards, Jürgen/Hölscher, Michael: *Kulturelle Unterschiede in der Europäischen Union*, Wiesbaden 2005.
- Kaufmann, Franz-Xaver: *Sozialpolitisches Denken*, Frankfurt am Main 2003.
- Kruse, Andreas/Gaber, Elisabeth/Schulz-Nieswandt, Frank u.a.: *Gesundheit im Alter. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 10*, hrsg. v. Robert Koch-Institut, Berlin 2002.
- Ladwig, Bernd: *Gerechtigkeit und Verantwortung. Liberale Gleichheit für autonome Personen*, Berlin 2000.
- Oorschot, Wim van/Arts, Wil: *The social capital of European welfare states: the crowding out hypothesis revisited*. *Journal of European Social Policy* 15 (1), 2005, S. 5-26.
- Schulz-Nieswandt, Frank: *Sozialpolitik und Alter*. Reihe *Grundriss Gerontologie*, Bd. 5, Stuttgart u.a. 2006.
- Schulz-Nieswandt, Frank/Maier-Rigaud, Remi: *Dienstleistungen von allgemeinem Interesse, die offene Methode der Koordinierung und die EU-Verfassung*, in: *Sozialer*

- Fortschritt 54 (5) (im Druck).
- Schulz-Nieswandt, Frank: Daseinsvorsorge in der EU, in: Linzbach, Christoph u.a. (Hrsg.): Die Zukunft der sozialen Dienste vor der Europäischen Herausforderung, Baden-Baden 2005, S. 397-423.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Auf dem Weg zu einem Europäischen Familien(politik)leitbild? Thesen zum komplexen Wandlungsprozess der Überwindung eines arbeitnehmerzentrierten koordinierenden EU-Arbeits- und Sozialrechts, in: Althammer, Jörg (Hrsg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert, Berlin u.a. 2005, S. 171-187.
- Schulz-Nieswandt, Frank/Kurscheid, Clarissa: Kompetenzzentrierte sozialpolitische Interventionen in der Wohlverhaltensperiode des Privatinsolvenzrechts. Materialien zur Familienpolitik, Nr. 20/2005, www.bmfsfj.de.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Geschlechterverhältnisse, die Rechte der Kinder und Familienpolitik in der Erwerbsarbeitsgesellschaft. Anthropologisch orientierte Forschung zur Sozialpolitik im Lebenszyklus, Bd. 1, Münster 2004.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Altern in einer nicht kalendarrisch geordneten Welt, in: IFG (Hrsg.). Altern ist anders, Münster 2004, S. 34-47.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Alter als politische Herausforderung, in: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie, Bern u.a. 2004, S. 550-560.
- Schulz-Nieswandt, Frank (2004): Sozialpolitische Trends in Deutschland. Gewerkschaftliche Monatshefte 55 (7+8), S. 402-410.
- Schulz-Nieswandt, Frank/Kurscheid, Clarissa: Integrationsversorgung. Anthropologisch orientierte Forschung zur Sozialpolitik im Lebenszyklus, Bd. 2, Münster 2004.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Herrschaft und Genossenschaft. Zur Anthropologie elementarer Formen sozialer Politik und der Gesellung auf historischer Grundlage, Schriften zum Genossenschaftswesen und zur Öffentlichen

Der 'vernetzte Egoist'

- Wirtschaft, Bd. 37, Berlin 2003.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Die Kategorie der Lebenslage – sozial- und verhaltenswissenschaftlich rekonstruiert, in: Karl, Fred (Hrsg.): Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie, Weinheim/München 2003, S. 129-139.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Treffsicherheit in der Sozialpolitik, in: Held, Martin u.a. (Hrsg.): Jahrbuch Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik, Bd. 1, Gerechtigkeit als Voraussetzung für effizientes Wirtschaften, Marburg 2002, S. 279-299.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Zur Genossenschaftlichkeit der Gesetzlichen Krankenversicherung. Moralökonomische, kulturalanthropologische und tiefenpsychologische Aspekte einer Analyse des Gabe-Mechanismus der Sozialversicherung im morphologischen Vergleich zur Sozialhilfe, Genossenschaft und Versicherung, Bd. 3, Weiden/Regensburg 2002.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Die Gabe. Der gemeinsame Ursprung der Gesellung und des Teilens im religiösen Opferkult und in der Mahlgemeinschaft, in: Zeitschrift für Sozialreform 47 (1), 2001, S. 75-92.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Studien zur strukturalen Anthropologie sozialer Hilfeformen und sozialer Risikogemeinschaften, Regensburg 2000.
- Schulz-Nieswandt, Frank: Soziale Daseinsvorsorge im Lichte der neueren EU-Rechts- und EU-Politikentwicklungen, in: Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen 28 (1), S. 19-34.
- Thies, Christian: Einführung in die philosophische Anthropologie, Darmstadt 2004.
- Wagner, Hans-Josef: Sozialität und Reziprozität. Strukturelle Sozialisationstheorie I, Frankfurt am Main 2004.
- Weidkuhn, Peter: Reizwort Marktwirtschaft. Elemente einer Kulturalanthropologie des Marktes, Frankfurt am Main/New York 1998.
- Zirfas, Jörg: Pädagogik und Anthropologie, Stuttgart 2004.

Neue familiale Lebensformen – neue soziale Systeme?

Laszlo A. Vaskovics

1. Vorbemerkung

Das Thema 'Neue Lebensformen – neue soziale Systeme' möchte ich unter besonderer Berücksichtigung familialer Lebensformen behandeln. Dabei möchte ich vorrangig auf die Ergebnisse meiner eigenen Untersuchungen Bezug nehmen, inklusive einer Untersuchung, die wir bei älteren Singles durchgeführt haben.

In der Diskussion wird meist unterstellt, dass die Moderne in Form von Pluralisierung der Lebens- und Familienformen neue Varianten des Lebenslaufs und familialer Lebenswelten hervorbringt. Ich möchte diese oft bereits als selbstverständlich akzeptierte Annahme im Rahmen dieses Beitrages am Beispiel empirischer Befunde mit Fragezeichen versehen.

2. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Ein wesentlicher Aspekt gesellschaftlicher Modernisierung in den westeuropäischen Ländern ist in der Ausdifferenzierung von Lebens- und Familienformen zu sehen. Mitglieder moderner Gesellschaften sehen sich (immer) mehr auch soziokulturell legitimierte Alternativen der privaten Lebensführung und familialen Lebensgestaltung gegenüber. Im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse sind nicht nur neue Familienformen entstanden, sondern die familiale Lebensform als solche ist insgesamt zu einer Option geworden – zur Option in dem Sinne, dass die Entscheidung für eine Familiengründung, aber auch der Verzicht auf Familie, zu gesellschaftlich ermöglichten und kulturell legitimierte Alternativen geworden sind.

Diese Optionenvermehrung hat auch erhebliche Konsequenzen im Hinblick auf Lebens- und Familienformen. Partnerschaft, aber insbesondere die Elternschaft, konkurrieren bei der Lebensplanung und Lebensgestaltung mit anderen Optionen, vor allem mit der eigenen Berufstätigkeit und Karriere, und damit im Zusammenhang mit Wohlstand und Konsum, aber auch mit Planung und Gestaltung der Freizeit. Junge Menschen stehen bei ihrer Lebensplanung und -gestaltung vor Alternativen, die einige Generationen zuvor nicht vorhanden oder gesellschaftlich sehr erschwert waren.

Für die Ausdifferenzierung von Lebens- und Familienformen sind gesamtgesellschaftliche Veränderungen struktureller Art (z.B. Differenzierung des Bildungs- und Erwerbssystems) und kultureller Art (z.B. Wertewandel) verantwortlich. Bedeutsam ist insbesondere ein struktureller Wandel – (der eine Differenzierung und Individualisierung von Lebensformen ermöglicht, ja notwendig macht) – und ein kultureller Wandel, der den Prozess der Differenzierung 'legitimiert'. Wir können im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung eine Vermehrung von Optionen im Hinblick auf die Gestaltung der Lebens- und Familienformen beobachten. Diese Optionen stellen *Möglichkeiten* dar und die Mitglieder moderner Gesellschaften sind bei ihrer Lebensgestaltung vor die Wahl gestellt, zwischen gesellschaftlich möglichen Alternativen bei ihrer Lebensplanung zu entscheiden. Daher ist die Frage wichtig, wie viele Menschen sich für welche Möglichkeiten, in welcher Phase ihres Lebens entscheiden. Auf diese Zusammenhänge möchte ich nachfolgend kurz anhand folgender Beispiele eingehen: Singledasein, nichteheliche Lebensgemeinschaften, nichteheliche Familien, Ein-Elternfamilien, 'living apart together'.

3. Neue Lebens- und Familienformen: Option und gelebte Lebensform

3.1. Option: Single oder Partnerschaft?

Wenn man unter 'Single' nicht die Ein-Personen-Haushalte versteht, sondern eine längere durch Partnerlosigkeit gekennzeichnete und angestrebte Lebensform, so stellt sich heraus, dass der Anteil jener Menschen, die bis zu ihrem 50. Lebensjahr in ununterbrochener Abfolge ihr Leben 'partnerlos', d.h. ohne längere nichteheliche und/oder eheliche Partnerschaft gestaltet haben, relativ gering ist (ca. jede/r Siebte). Dieser Anteil erhöht sich zwar, wenn man jene dazu zählt, die temporär (d.h. einige Jahre hindurch) ohne eine/n Partner/in lebten und in dieser Phase durch eine Erhebung als Alleinlebende erfasst wurden. Der Anteil temporärer und 'lebenslanger' Singles kann unter den 18- bis 50-jährigen mit einem Anteil von ca. einem Fünftel angenommen werden, wobei gemäß dem Forschungsstand nicht eindeutig erkennbar ist, wie viele von diesen auch während ihrer 'Singlephase' zu einem Partner/einer Partnerin, die in einem anderen Haushalt leben, doch intime Beziehungen haben. Eine andere, schwer zu beantwortende Frage ist, wie viele Singles das Single-Dasein von vorneherein anstreben, es frei wählen und planen und bei wie vielen diese Lebensform durch nicht geplante und gewollte Lebensumstände praktiziert wird, z.B. weil sie kein/e geeignete/r Partner/in gefunden hatten oder weil eine länger andauernde Partnerschaft in die Brüche ging und eine neue Partnerschaft noch nicht in Sicht ist (obwohl gesucht wird), oder weil der/die Partner/in verstorben ist.¹ Die vorhandenen Forschungsergebnisse lassen darauf schließen, dass etwa nur jede/r Vierte von den Alleinlebenden

1. Bachmann, Ronald: Singles, Frankfurt am Main 1992; Krüger, Dorothea: Partnerschaft und Berufsbiographien Alleinlebender, Hannover 1992; Hradil, Stefan: Die 'Single-Gesellschaft', München 1995; Vaskovics, Laszlo A./Rost, Harald/Engel, Sabine/Mattstedt, Simone/Smolka, Adelheid: Älterwerden als Single, ifb-Forschungsbericht Nr. 4, Bamberg 2000.

unter 50 diese Lebensform von vornherein so geplant und frei gewählt hat. Der Rest hat sich mit dieser Lebensform zwischenzeitlich arrangiert bzw. arrangieren müssen. Ein Teil der Singles will diese Lebensform nicht mehr ändern, der andere sucht nach einer (neuen) Partnerschaft. Berücksichtigt man jene jungen Erwachsenen, die aus dem Elternhaus ausscheiden, z.B. bedingt durch den Studien- oder Arbeitsplatz, oder weil junge Erwachsene nicht mehr mit den Eltern zusammenleben möchten, aber ansonsten intensiv auf Partnersuche sind, so kommt man zu dem Ergebnis, dass die überwiegende Mehrzahl der erwachsenen Bevölkerung bis zu den mittleren Lebensjahren diese Lebensform mehrheitlich nicht oder überwiegend nicht über einen längeren Zeitraum und schon gar nicht freiwillig gewählt, praktiziert.² Relativ wenige Menschen heiraten im Laufe ihres Lebens überhaupt nicht. So beträgt der Anteil der Ledigen bei den über 60-jährigen Männern 4% und bei den Frauen 8% .

Die Ergebnisse der Untersuchung belegen, dass die meisten Singles im engeren Sinne diese Lebensform nicht freiwillig gewählt haben. Anhand ihrer Partnerschaftsbiographien wird sichtbar, dass die Hälfte der befragten Singles noch nie eine feste, länger dauernde Partnerschaft hatte. Allerdings variiert dieser Anteil nach Alter und Geschlecht und es wird ein deutlicher Kohorteneffekt sichtbar. Während von den älteren Singles, d.h. von den über 60-jährigen fast zwei Drittel zeitlebens partnerlos waren, liegt dieser Anteil bei den jüngeren Singles deutlich niedriger. Auffallend ist bei den jüngeren Singles ein Unterschied nach Geschlecht: Während von den Single-Frauen in mittleren Lebensjahren zwei Drittel bereits Partnerschaften hatten, ist es bei den männlichen Singles in dieser Altersgruppe nur die Hälfte. Dass Singles, entsprechend dieser Definition, nur einen relativ kleinen Anteil der Bevölkerung ausmachen, zeigen auch andere Forschungsergebnisse. Analysen des DJI-Familiensurveys ergaben

2. Vaskovics/Rost/Engel/Mattstedt/Smolka, 2000.

einen Anteil an Singles im engeren Sinn, etwa vergleichbar mit der Single-Definition in unserer Studie, von nur 2,9% in der Bevölkerung.³ Auch das wissenschaftliche Gutachten im Auftrag des Bundeskanzleramtes kommt in seinen Prognosen zu der Feststellung, dass es aller Voraussicht nach auch zukünftig keine Gesellschaft geben wird, die überwiegend aus Singles besteht.⁴ Diese Resultate seriöser wissenschaftlicher Forschung und Hochrechnungen relativieren die häufig geäußerten Katastrophenszenarien vom Zerfall der Solidargemeinschaft und dem Untergang der Gesellschaft aufgrund der rapiden Zunahme hedonistisch ausgerichteter Singles. Dennoch bilden Singles mittlerweile eine gesellschaftlich relevante Bevölkerungsgruppe, deren sozialpolitische Bedeutung insbesondere im Hinblick auf den Strukturwandel des Alters und die damit einhergehenden Probleme evident wird. Ich möchte dies nachfolgend mit den Ergebnissen unserer Untersuchung 'Älterwerden als Single' verdeutlichen.

Die Ergebnisse dieser Studie bestätigen die Aussagen anderer Untersuchungen: Singles im engeren Sinne stellen eine relativ kleine Gruppe in der Bevölkerung dar. Sie haben diese Lebensform nicht freiwillig gewählt und nur in den wenigsten Fällen bewusst anvisiert. Meist waren es bestimmte Lebensumstände, die dazu führten, dass diese Personen kinderlos ohne Partnerschaft blieben. Wenn das Single-Dasein beim Großteil der Befragten nicht ausdrücklich geplant war, stellt sich die Frage, ob sie mit dieser Lebenssituation heute zufrieden sind: Insgesamt sind zwei Drittel der Singles mit ihrem Leben sehr zufrieden und nur eine Minderheit (5%) ist sehr unzufrieden und bezeichnet sich als unglücklich. Dabei spielt eine wichtige Rolle, ob sie diese Lebens-

3. Bien, Walter/Bender, Donald: Was sind Singles? Ein alltagstheoretischer Zugang zur Problematik, in: Hans Bertram (Hrsg.): Das Individuum und seine Familie – Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter, Opladen 1995, S. 88.

4. Hradil, 1995, S. 136.

form gewählt haben oder nicht. Fast drei Viertel aller freiwilligen Singles bezeichnen sich heute als zufrieden und glücklich, aber nur die Hälfte der unfreiwilligen Singles. Jene haben sich mit ihrem Single-Dasein abgefunden und stehen dazu heute positiv.

Die Ergebnisse der Studie zeigen deutlich, dass es sich weder um eine überwiegend hedonistisch ausgerichtete noch um eine Gruppe handelt, die gesellschaftlich passiv und zurückgezogen lebt. Damit konnten die häufig gegen diese Bevölkerungsgruppe erhobenen Vorwürfe nicht bestätigt werden. Hinsichtlich ihres sozialen Verkehrskreises unterscheiden sich Singles kaum von Nicht-Singles. Das gilt gleichermaßen für die Herkunftsfamilie und für den Freundes- und Bekanntenkreis, sowohl bezogen auf die jeweilige Größe des sozialen Netzes als auch auf die Ausgestaltung der sozialen Kontakte. Die Mehrheit hat sich auf ihr Single-Dasein eingerichtet, ist mit ihrem Leben zufrieden und nimmt aktiv am sozialen Miteinander teil. Insbesondere die Single-Frauen engagieren sich häufig im sozial-karitativen Bereich und stellen somit ein wertvolles Potential für das Ehrenamt dar. Ältere Singles gehen nicht unvorbereitet in ihren letzten Lebensabschnitt und haben konkrete Vorstellungen und Zukunftspläne für ihr Leben im Alter, die von der Sozialpolitik sorgsam berücksichtigt werden sollten. Ihre Vorstellungen vom 'Wohnen im Alter' können als Anreize für eine neue Wohnungspolitik aufgegriffen werden, die danach ausgerichtet werden sollte, dass ein autonomes Leben in einer räumlichen Gemeinschaft realisiert werden kann. Diesen Wunsch hegt die Mehrheit der Singles. Daneben gibt es aber eine Gruppe von Singles im mittleren und höheren Lebensalter, die schon in der hier untersuchten Lebensphase (45 bis 75 Jahre) weitgehend isoliert lebt, sich in einer schwierigen sozio-ökonomischen Lebenslage befindet und in erheblichem Ausmaß mit gesundheitlichen Problemen belastet ist. Diese sind mit ihrer Situation sehr unzufrieden, haben Zukunftsängste und keine ausreichende Vorsorge für die kritischen Situationen der nächsten

Jahre treffen oder leisten können. Ihren Anteil schätzen wir auf ca. 20% unserer Stichprobe. Diese Singles stellen ein Problempotential dar, das auch für die Politik eine Herausforderung bedeutet.

3.2. Option: nichteheliche oder eheliche Lebensgemeinschaft?

Auch die Entscheidung für eine nichteheliche Lebensgemeinschaft ist in Deutschland zwischenzeitlich kulturell legitimiert und durch die gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ermöglicht worden. Die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung akzeptiert oder toleriert zumindest das Zusammenleben nichtverheirateter Paare. Ein Viertel der Bundesbürger lehnt diese Lebensform ab. Schon Ende der 80er Jahre beurteilte ca. die Hälfte nichteheliche Lebensgemeinschaften als 'gut'.⁵ Bei den unter 35-jährigen ist die Akzeptanz dieser Lebensform noch höher.

Die Frage nach der quantitativen und gesellschaftlichen Relevanz dieser Lebensform muss demnach in der *biographischen Dimension* gesehen werden. So ist insbesondere für die jüngere Generation durch die nichteheliche Lebensgemeinschaft eine Option hinzugekommen, die vor allem die vorfamiliale Phase betrifft. Unverheiratetes Zusammenleben bedeutet meistens ein *Stadium* in der Beziehungsentwicklung. Klappt es nicht in der Partnerschaft, so kann relativ umstandslos, in jedem Fall jedoch formlos, eine Auflösung beschlossen werden und man ist frei für andere Alternativen oder einen neuen Anlauf. Entwickelt sich diese Partnerschaft jedoch wunschgemäß, so steht bei den meisten einer Heirat nichts im Wege – unter der Prämisse, dass sie sich ein Familienleben wünschen. Retrospektiv betrachtet wird bei dem größeren Teil aus der nichtehelichen eine voreheliche, aus der

5. Allensbacher Berichte Nr. 10/1989, S. 5.

vorehelichen eine eheliche Lebensgemeinschaft. Die Phase des unverheirateten Zusammenlebens dauert durchschnittlich drei bis fünf Jahre und gewinnt dadurch eine eigene Qualität. Sie ist im Vergleich mit ehelichem Zusammenleben weniger auf Gemeinschaftlichkeit fokussiert, sondern beinhaltet mehr Gestaltungsräume und geringere (jedenfalls formale) Verbindlichkeit. Dies wiederum bedeutet, dass sich ein Teil der jungen Generation in dieser Lebensphase in ihrer Partnerschaft auf recht unsicherem Weg in Bezug auf den rechtlichen Status bewegt. Nichteheliche Lebensgemeinschaften haben allerdings für sich selbst wenig Probleme mit ihrem rechtlichen Status.

Die Pluralisierung von Lebensformen beinhaltet damit verschiedene Dimensionen: die Gleichzeitigkeit von Optionen innerhalb der Gesellschaft und verschiedene Formen *innerhalb* der individuellen Biographie. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft ist bei beiden ein fester Bestandteil geworden; als 'voreheliche' Variante gehört sie schon beinahe zur Norm. Nach unserer Längsschnittstudie bei jungen Ehepaaren lebten 80% der Paare vor der Heirat in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft.

In der öffentlichen Diskussion wird das nichteheliche Zusammenleben als eine Alternative zur durch Eheschließung institutionalisierten Partnerschaft gesehen. So wird in diesem Zusammenhang auf die zunehmende Zahl von nichtehelichen Lebensgemeinschaften hingewiesen und der Verlust der Monopolstellung der Ehe damit in Verbindung gebracht. Bei dieser Argumentation wird ein Gegensatz zwischen einer nicht-institutionalisierten und einer institutionalisierten Form der Partnerschaft konstruiert, der – so meine These – in der Alltagsrealität durch die Betroffenen so nicht gesehen und wahrgenommen wird. Die empirischen Befunde zeigen folgenden Zusammenhang: Nur etwa ein Viertel der unter 40-jährigen, die in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben, betrachten die nichteheliche Lebensgemeinschaft als eine langfristige Alternative zur Ehe. Es handelt sich hier um

Paare ohne Heiratsabsicht, vorwiegend ältere und geschiedene Paare. Nur etwa 5% der unverheiratet zusammenlebenden Paare in unserer Stichprobe (mit Partnerinnen unter 35 Jahren) waren grundsätzlich gegen eine Ehe.⁶ Bei dieser Untersuchung haben wir folgende Typen gefunden: Die nichteheliche Lebensgemeinschaft als *Übergangsstadium* zur Ehe umfasst Personen, die *sicher* schon recht bald eine Ehe schließen wollen und gleichzeitig bereits in einer konsolidierten Beziehung leben (32%); Paare mit konsolidierten Beziehungen, jedoch ist hier eine etwas größere Distanz zur Eheschließung gegeben: die zeitliche Perspektive ist oft noch ungewiss, dennoch handelt es sich eher um eine *Vorstufe* der Ehe (22%); Männer und Frauen, die ihre Beziehung als *Probe für die Ehe* auffassen, aber schon recht sicher sind, dass sie (innerhalb eines anvisierten Zeitraumes) heiraten werden (7%); Unentschiedene, die ihr Zusammenleben als 'Quasi-Ehe' bezeichnen (18%); *Probebeziehungen*, die noch keine Entscheidung über eine Eheschließung getroffen haben. Im Unterschied zur 'Quasi-Ehe' erscheinen diese Beziehungen weniger gefestigt, da die Partner selbst diese Phase als 'Ausprobieren' betrachten (11%); *Ehe ohne Trauschein*: die Partnerschaft ist 'eheähnlich', besitzt also Bindungscharakter, eine Heirat wird jedoch abgelehnt (6%); *Freie Partnerschaft*, die sich durch die Ablehnung von Verpflichtungen von den anderen unterscheidet. Hinsichtlich der Eheschließung sind sich die Partner dieser *freien Partnerschaften* entweder im Unklaren oder aber sie lehnen sie ab (4%).⁷ Die sukzessive Verknüpfung dieser zwei Lebensformen ist zwischenzeitlich zu einer Normalbiographie geworden bzw. die nichteheliche Lebensgemeinschaft ist zum festen Bestandteil einer Normalbiographie bis zu den mittleren Lebensjahren geworden. In der Entscheidung, mit jemandem unverheiratet zusammenzuleben, ist zumindest der nächste Schritt (Eheschließung) optional enthalten.

6. Vaskovics, Laszlo A./Rupp, Marina: Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften, Opladen 1995.

7. Vaskovics/Rupp, 1995; Vaskovics/Rost/Rupp, 1997.

3.3. Option: Eheschließung und eheliche Lebensgemeinschaft

Wie verhält es sich mit jenen jüngeren Menschen in unserer Gesellschaft, die sich für eine Eheschließung entscheiden und eine Ehe eingehen? Deren Anteil beträgt ca. 70%. Das heißt, etwas mehr als zwei Drittel der Frauen und Männer heiraten bis zu ihrem 40. Lebensjahr.

Geheiratet wird heute allerdings um einige Jahre später als noch vor 20 bis 30 Jahren. Bei der Erhöhung des Erstheiratsalters ist zu berücksichtigen, dass die meisten Paare vor der Eheschließung einige Jahre zusammengelebt haben. Selbst wenn die Eheschließung in der Partnerschaft nie in Frage gestellt wurde, gab es aus der Sicht dieser Paare keinen Grund, (früher) zu heiraten. Ein Überdenken dieser Lebensform setzt bei den Betroffenen vor allem bei der Frage der Familiengründung ein. Hier ist also eine wesentliche Entkoppelung eingetreten, wobei für kinderlose Zeiten bzw. Paare tendenziell die Ehe (noch) nicht nötig erscheint. Die Institution 'Ehe' erfährt damit eine Beschränkung auf den Doppelbereich 'Ehe und Familie', wo sie aber – unter den gegebenen rechtlichen Rahmenbedingungen – noch immer in hohem Maße akzeptiert, erwünscht und angestrebt wird.

3.4. Option: Kinderlosigkeit oder Elternschaft?

Der Anteil von Frauen, die bis zum Ende ihrer Fruchtbarkeitsperiode kein Kind bekommen, beträgt derzeit in Deutschland ca. ein Viertel. Aus Prognosen ist zu schließen, dass etwa ein Drittel der Frauen, die in den nächsten Jahrzehnten das Ende ihrer Fruchtbarkeitsperiode erreichen werden, kinderlos bleibt – jedoch nur ein Teil davon *gewollt*. Manches deutet darauf hin, dass der Anteil der *nicht gewollt* kinderlosen Frauen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte gestiegen ist und vermutlich auch noch steigen wird. 'Kinderlosigkeit' als eine frei gewählte Option ist nur bei denjenigen zu sehen, die diese Lebensform von vorneherein

wollen, planen und anstreben. Der Anteil dieser dürfte unter den Kinderlosen derzeit weniger als 50% betragen. Die gewollte Kinderlosigkeit kann lebenslang oder zeitlich befristet geplant sein. Von den kinderlosen Ehepaaren plant nur jedes siebte kein Kind bzw. schließt ein Kind endgültig aus. Die medizinisch bedingte Kinderlosigkeit betrifft jedes fünfte Ehepaar. Bei etwas weniger als der Hälfte der kinderlosen Ehepaare hat sich (bis zum Zeitpunkt der Untersuchung) der Kinderwunsch noch nicht erfüllt.⁸ Trotz sozialstruktureller 'Verortung' und kultureller Legitimierung beider Alternativen (Kinderlosigkeit oder Elternschaft) entscheiden sich die meisten Mitglieder moderner Gesellschaften für die Elternschaft; von der Option der Kinderlosigkeit wird selten gewollt Gebrauch gemacht.

3.5. Option: Elternschaft mit oder ohne (eheliche/n) Partner

Für die Option *Elternschaft ohne Partnerschaft* entscheiden sich ebenfalls nur ganz wenige junge Erwachsene in Deutschland 'freiwillig'. Die Tatsache, dass der Anteil der nichtehelichen Geburten doch höher ist als nach der Planung der Paare zu Beginn der (ehelichen) Partnerschaft zu erwarten wäre, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass die ursprünglich gehegten Pläne hinsichtlich einer (ehelichen) Partnerschaft aus verschiedenen Gründen während oder nach der Schwangerschaft nicht realisiert werden konnten. Die meisten nichtehelichen Schwangerschaften treten innerhalb einer bestehenden Partnerschaft ein, nach unserer Untersuchung etwa bei 87% der Mütter von nichtehelichen Kindern.⁹ Das Gros der Mütter von nichtehelichen Kindern hatte

8. Nave-Herz, Rosemarie: Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: dies. (Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1988, S. 61-94.

9. Vaskovics/Rost/Rupp, 1997.

nach den Ergebnissen unserer Untersuchung zum Zeitpunkt der Schwangerschaft eine feste Partnerschaft mit dem leiblichen Vater und knapp die Hälfte davon lebte sogar mit ihm zusammen.¹⁰ In diesen Fällen haben die Frauen sich offensichtlich nicht von vorneherein für die Option *Mutterschaft ohne Partner* entschieden, sondern wurden durch den leiblichen Vater im Stich gelassen. Nichteheliche Familien werden also in Westdeutschland (zumindest durch junge Menschen und Menschen im mittleren Lebensalter) nur selten als eine klare Alternative zur ehelichen Familie geplant und realisiert. Nichteheliche Familien kommen häufiger nach einer Scheidung zustande, wenn die Mutter (die im Regelfall das Sorgerecht erhält) mit einem neuen Partner unverheiratet zusammenlebt. Auch hier gilt: Trotz der kulturell legitimierten Optionen (Elternschaft mit oder ohne (eheliche/n) Lebenspartner/in) entscheiden sich in der überwiegenden Mehrzahl die Frauen und Männer in Deutschland für die Option der *ehelichen Elternschaft*. In der Altersgruppe 30 bis 44 Jahre waren laut Mikrozensus 1998 von allen Personen mit Kindern 94% verheiratet.¹¹

3.6. Option: Ein-Eltern-Familie (alleinerziehend)

Hauptsächlich in Verbindung mit dem Anstieg der Ehescheidungen ist eine Zunahme der Alleinerziehenden seit den 70er Jahren zu beobachten. Alleinerziehende sind fast ausschließlich Mütter. Von besonderer Bedeutung ist der Zuwachs der ledigen Mütter seit den 80er Jahren. 1991 war bereits ein Drittel der alleinerziehenden Mütter ledig.

Zwei Drittel der Alleinerziehenden sind getrennte, geschiedene oder verwitwete Personen – meist Mütter. Nach Schätzung aus

10. Ebd.

11. Schneider, Norbert F./Hartmann, Kerstin/Eggen, Bernd/Fölker, Brigitte: *Wie leben die Deutschen? Lebensformen, Familien- und Haushaltsstrukturen in Deutschland*, Mainz/Stuttgart 2000, S. 76.

Ergebnissen des Mikrozensus leben in Westdeutschland heute 12% der minderjährigen Kinder bei alleinerziehenden Frauen (2% bei alleinerziehenden Männern). Die Familienkonstellation 'alleinerziehend' wird in der Diskussion oft als eine Alternative zur Familie interpretiert. Von den Müttern nichtehelicher Kinder (nicht älter als 10 Jahre) lebten, gemäß den Ergebnissen unserer Untersuchung, vor der Geburt des Kindes rund 80% in einer festen Partnerschaft mit dem leiblichen Vater. Erst während der Schwangerschaft und/oder nach der Geburt des Kindes gingen diese Partnerschaften in die Brüche. Hinter diesen Trennungen verbergen sich schmerzliche Erfahrungen und Enttäuschungen, weil die in die Partnerschaft gesetzten Hoffnungen sich insbesondere für die Mütter nicht erfüllt haben. Von den Müttern nichtehelicher Kinder in unserer Stichprobe wollten lediglich etwa 7% in West- und 2% in Ostdeutschland von vornherein ihr Kind, ohne sich zugleich an den leiblichen Vater zu binden. Nur diese Fälle können als eine bewusst gewählte Alternative zur Kernfamilie gesehen werden.

3.7. Option: Familie unter einem Dach oder 'living apart together'

Vor diese Option werden die Paare immer häufiger gestellt, wenn beide Partner berufstätig sein wollen und wenn sie keine entsprechende beruflichen Chancen am gleichen Ort oder in einem Ort in leicht erreichbarer Nähe finden. Zahl und Anteil von Familien in Deutschland, die aus beruflichen Gründen in zwei Haushalten leben, sind nicht bekannt. Bekannt ist nur die Zahl der Familien in zwei Haushalten, aber bei dem größeren Teil handelt es sich um Familien in der Trennungsphase vor der Scheidung. Die Option für das Führen von getrennten Haushalten ist in Deutschland u.a. durch den Wohnungsmarkt gegeben. Gemäß einer derzeit laufenden Untersuchung des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg beträgt der Anteil von Paaren

(also nicht nur Ehepaaren), die sich selbst als eine Lebensgemeinschaft definieren, bei den 25- bis 45-jährigen etwas weniger als 10%. Nach dieser Untersuchung ist zu unterscheiden zwischen Erwerbstätigen, die einen zweiten Haushalt gegründet haben (der hauptsächlich arbeitsbezogen genutzt wird, aber an den Wochenenden teilen sich die Partner den gemeinsamen Haushalt) und 'LAT-Paaren', die zwar eine Partnerschaft bilden, aber in zwei getrennten Haushalten leben (bei diesem Typ ist ausschlaggebend, dass das Paar einen der beiden Haushalte als gemeinsamen 'Haupthaushalt' betrachtet). Das heißt, trotz der vorhandenen und kulturell legitimierten Alternative 'living apart together' wird von dieser Option nur selten und aus ganz unterschiedlichen Gründen und meist nur temporär Gebrauch gemacht.

4. Dynamik der Partnerschafts- und Familienbildung als Effekt gesellschaftlicher Modernisierung

Durch die zunehmende Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften, den Rückgang der Eheschließungen, die rückläufige Elternschaft, die steigenden Ehescheidungen und auch andere Entwicklungstrends, die die familialen Entwicklungsverläufe betreffen, ergeben sich unterschiedliche familiäre Konstellationen. Wichtig ist, dass die Menschen – und dies gilt insbesondere für die jüngere Generation – diese entstandenen Partnerschafts- und Familienkonstellationen nicht als unvereinbare Alternative ansehen, sondern auch als familiäre Lebensformen, die man im Lebenslauf sukzessive miteinander verbinden kann. So wird die nichteheliche Lebensgemeinschaft häufig in eine eheliche überführt. In der Mehrzahl der Familien bleibt diese Verbindung lange bestehen, oft bis zum Tode eines Ehepartners. In anderen Fällen wird die Ehe aufgelöst, in vielen Fällen streben beide Elternteile das Sorgerecht an, oft das gemeinsame Sorgerecht. Sie kündigen zwar die Partnerschaft, stehen aber meist zu ihren elterlichen Pflichten. Manche heiraten wieder, gründen eine

Neue familiale Lebensformen – neue soziale Systeme?

neue Familie. Andere Paare werden Eltern, ohne verheiratet zu sein, manche von ihnen werden sich für eine nachträgliche Heirat entscheiden. Es ergeben sich also unterschiedliche *Pfade familialer Entwicklungsverläufe*, die die Betroffenen, aber auch die soziale Umwelt und die Gesellschaft durchaus bejahen oder zumindest akzeptieren. Trotzdem: Von den meisten wird nach wie vor ein dominanter Weg beschritten, im Sinne einer tradierten, auf Ehe basierenden und in der Mehrzahl nicht durch Ehescheidung aufgelösten Kernfamilie.

Neben der Kernfamilie sind andere Familienstrukturen durchaus bedeutsam geworden, z.B. Eineltern-Teilfamilien, Nachscheidungsfamilien, Stief- und Adoptivfamilien. Daraus ist aber nicht zu schließen, dass die Betroffenen die auf Eheschließung basierende herkömmliche Kernfamilie negativ bewerten. Diese familiale Lebensform hat an quantitativer Bedeutung zwar etwas eingebüßt, doch auch hier gilt, dass die meisten jüngeren Menschen die Elternschaft in dieser Lebensform ausdrücklich anstreben und praktizieren oder zumindest in ihrer Lebensplanung nicht ausschließen. Selbst dann, wenn wir nur die Konstellation der Kernfamilie zu Grunde legen, gilt, dass nie zuvor so viele Kinder in dieser Lebensform geboren wurden und aufgewachsen sind, wie dies heute noch der Fall ist (ca. 75-80% der minderjährigen Kinder leben in Deutschland in dieser Familienform). Wenn wir nur diese Familienform heranziehen, gilt in Deutschland ebenfalls – abgesehen von den atypischen 50er und 60er Jahren, dass noch nie zuvor so viele Erwachsene in dieser Familienform lebten. So gesehen ist die Rolle der 'traditionellen' Kernfamilie als eine Option auch in der modernen Gesellschaft außerordentlich wichtig.

5. Zusammenfassung und Interpretation

Zusammenfassend können wir feststellen, dass moderne Gesellschaften für ihre Mitglieder bei ihrer Lebensplanung bis zum mitt-

leren Lebensalter unter Berücksichtigung von Partnerschaft und Familie mehrere Optionen bereithalten, auf die im Prinzip alle zurückgreifen können. In dem Sinne können wir (bei den hier behandelten Beispielen familialer Lebensverläufe) die Merkmale einer 'Multioptionsgesellschaft' erkennen. Doch tauchen hier einige kritische Fragen auf, auf die ich abschließend eingehen möchte:

1. Wie neu sind diese Optionen, die für junge Menschen als sozialstrukturell ermöglichte, kulturell legitimierte Alternativen in der Moderne offen stehen?
2. Wie viele Optionen sind für die Gesellschaftsmitglieder (junge Erwachsene und Erwachsene im mittleren Lebensalter) und in welcher Konstellation tatsächlich relevant? Wie viele Menschen machen von diesen Optionen tatsächlich Gebrauch?

Die allgemeine Frage lautet dann: Wie verhalten sich Menschen (hier am Beispiel partnerschaftlicher und familialer Entwicklungsverläufe untersucht) in einer sogenannten 'Multioptionsgesellschaft'? Was die Entstehung der oben beschriebenen Optionen bei der Gestaltung partnerschaftlicher und familialer Lebensverläufe betrifft, ist vor allem die Frage interessant, ob diese Optionen – wie theoretisch unterstellt – wirklich durch die gesellschaftliche Modernisierung hervorgebracht wurden und sie tatsächlich quasi als 'Prototypen' der Moderne anzusehen sind. Die Antwort auf die überspitzt formulierte Frage lautet: Historisch betrachtet sind die meisten dieser Optionen nicht neu. Dies gilt für die Optionen 'eheliche oder nichteheliche Lebensgemeinschaft', 'Kinderlosigkeit oder Elternschaft', 'eheliche oder nichteheliche Elternschaft' und – mit Einschränkung – auch für 'gemeinsames Haushalten oder 'living apart together'. Natürlich gab es auch schon in der Phase der Frühindustrialisierung (aber auch davor) Menschen, die partnerlos gelebt haben. Solange die Heiratsbeschränkungen wirksam waren, war der Anteil der betroffenen Frauen und Männer sogar höher als heute.

Neue familiale Lebensformen — neue soziale Systeme?

Es gab in der vorindustriellen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung nichteheliche Lebensgemeinschaften, die allerdings nicht so stark verbreitet waren wie in den modernen Gesellschaften.¹² Natürlich sind auch hier viele Menschen kinderlos geblieben. Damals waren weniger medizinische, sondern eher soziale Gründe dafür verantwortlich, denn durch die Heiratsbeschränkungen wurden viele Menschen gehindert, Mutter und Vater zu werden und eine Familie zu gründen. Es gab auch nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern. Manche historischen Quellen deuten darauf hin, dass diese Lebensform bereits in den vorindustriellen Phasen in manchen Regionen Europas stark verbreitet waren. Auch das Phänomen 'living apart together' war in der frühindustriellen Phase stark verbreitet (durch die Verlagerung der landwirtschaftlichen Produktionsfunktion von der Familie auf Industriebetriebe). Bedingt durch die Trennung von Wohnen und Arbeiten und durch die damaligen Verkehrsbedingungen mussten viele Männer sich für längere Zeit von ihren Familien trennen (z.B. Saisonarbeiter), um diese ernähren zu können. Diese Lebensformen können also nicht als 'Prototyp' der Moderne angesehen werden. Die Modernisierung hat diese Lebensformen nicht hervorgebracht, sondern ihnen lediglich zu einer größeren Verbreitung verholfen.

Neu ist allerdings die kulturelle Legitimierung dieser Lebensformen. Dies gilt insbesondere zum Beispiel für die nichtehelichen Lebensgemeinschaften, die in der vorindustriellen Zeit vermutlich nur geduldet wurden, aber nicht als kulturell legitimiert galten – mit der Folge, dass die Menschen in dieser Lebensform mit negativen Sanktionen konfrontiert waren. Etwas differenzierter stellt sich der Zusammenhang bei Kinderlosigkeit dar: Kinderlosigkeit

12. Mitterauer, Michael: Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit, in: Nave-Herz, Rosemarie/Markelka, Manfred (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1, Neuwied/Frankfurt am Main, 1989, S. 179-194.

wurde nur bei den Verheirateten, also bei den zur Familiengründung zugelassenen Personen negativ sanktioniert, z.B. mit der Konsequenz, dass 'unfruchtbare Frauen' verstoßen werden konnten. Die Kinderlosigkeit bei den zur Familiengründung nicht zugelassenen Personen wurde kulturell legitimiert und sozial akzeptiert.

Neu ist die Option der Ehescheidung, die in der vorindustriellen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung nicht zugelassen war. Dies gilt auch nicht nur für die rechtliche Möglichkeit zur Ehescheidung, sondern auch für die kulturelle Legitimierung, die wohl erst die gesellschaftliche Modernisierung mit sich brachte.

Aus diesen Zusammenhängen kann das Resümee gezogen werden, dass die meisten Optionen, die moderne Gesellschaften für ihre Mitglieder bei der Gestaltung von Partnerschaft und Familie im Lebenslauf bereithalten, auch in der vormodernen Phase gesellschaftlicher Entwicklung durchaus gegeben waren – wenn auch nur teilweise kulturell legitimiert und nicht so stark verbreitet wie in der modernen Gegenwartsgesellschaft.

Wenn man die für die individuelle Lebensgestaltung relevanten Optionen in modernen Gesellschaften unter Berücksichtigung von Partnerschaft und Familie mit jenen Optionen, von denen die Mitglieder der Gesellschaft mehrheitlich Gebrauch machen, vergleichend analysiert, so kommt man zu dem Ergebnis, dass hier eine Diskrepanz besteht: Trotz der gegebenen und kulturell legitimierten Optionen machen die meisten Mitglieder moderner Gesellschaften von den Optionen 'lebenslange Partnerlosigkeit', 'lebenslange Kinderlosigkeit', 'Elternschaft ohne Grundlage der Institution Ehe', 'getrennt leben', nicht Gebrauch – zumindest nicht lebenslang. Wohl aber von den Optionen 'Single-Dasein', 'nichteheliches Zusammenleben', 'nichteheliche Elternschaft', 'berufsbedingt getrennt leben', die auch als Phasen des Lebensverlaufs bei einem größeren Anteil, insbesondere bei jüngeren

Neue familiale Lebensformen – neue soziale Systeme?

Menschen bis zu den mittleren Lebensjahren, individuell unterschiedlich lang und in unterschiedlicher Konstellation auftreten können. So werden – wie oben beschrieben – nichteheliche Lebensgemeinschaften mehrheitlich nach einiger Zeit in eine Ehe überführt; viele nichteheliche Kinder werden durch Eheschließung legitimiert oder leben mit ihren leiblichen Eltern zusammen, ohne dass diese heiraten. Aber, wenn man die Größenordnungen betrachtet, so gilt: Es gibt nach wie vor einen 'Hauptstrom' bei der Gestaltung familialer Entwicklungsverläufe (Entwicklungspfade) und dieser heißt: Kurzes Single-Dasein (meist durch Studium oder den Arbeitsplatz bedingt), nichteheliche Lebensgemeinschaft (durchschnittliche Dauer von vier bis fünf Jahren), Elternschaft (meist nach der Eheschließung oder kurz davor). Und diese Phase bleibt dann bei den meisten nach wie vor sehr lange bestehen, ausgenommen bei jenem Drittel, bei dem die Partnerschaft durch Trennung oder Scheidung aufgelöst wird. Und dann gibt es viele schmale, schwach besetzte 'Nebenströme' als familiale Entwicklungspfade, z.B. gekennzeichnet durch kurzes Single-Dasein, nichteheliche Lebensgemeinschaft, Trennung, neuere oder Partnerschaften nach einiger Zeit der Ehescheidung etc. Auf diese Personen bezogen, die hier zu verorten sind, gilt (und nur für diese), dass sie von den strukturell ermöglichten, kulturell legitimierten Optionen der Gestaltung von familialen Entwicklungsverläufen tatsächlich und häufiger Gebrauch machen. Bei diesen Personen können wir das vorfinden, was Beck mit dem Begriff 'Bastelbiographien' gemeint hat – aber nur bei diesen, also nur bei einer Minorität der Bevölkerung.

Manche Autoren meinen, dass gerade diese Fälle als 'Zeitpioniere', also Vorreiter einer noch zu erwartenden Entwicklung anzusehen sind. Soweit solide Prognosen zu dieser Frage etwas beisteuern, ist eher damit zu rechnen, dass der vorhandene erwähnte 'Hauptstrom' im Laufe der nächsten 10, 20, vielleicht 30 Jahre, auf keinen Fall versiegen wird. Und es ist auch nicht damit



Laszlo A. Vaskovics

zu rechnen – um bei diesem Bild zu bleiben – dass die derzeit beobachtbaren 'Nebenströme' zu einem 'Hauptstrom' werden.

Zusammenfassend kann aus diesen Feststellungen das Resümee gezogen werden, dass diese Entwicklung im Laufe der vergangenen drei bis vier Jahrzehnte eine Reihe von Veränderungen, aber unter den Rahmenbedingungen einer Multioptionsgesellschaft auch Kontinuitäten hinsichtlich tatsächlich gewählter Optionen der Gestaltung familialer Entwicklungsverläufe enthält. Bei genauem Hinsehen erweisen sich die Kontinuitäten als ebenso bedeutsam wie die stattgefundenen Veränderungen.

Literaturverzeichnis

- Bachmann, Ronald: Singles, Frankfurt am Main 1992.
- Bien, Walter/Bender, Donald: Was sind Singles? Ein alltagstheoretischer Zugang zur Problematik, in: Hans Bertram (Hrsg.): Das Individuum und seine Familie — Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter, Opladen 1995, S. 61-89.
- Hradil, Stefan: Die 'Single-Gesellschaft', München 1995.
- Krüger, Dorothea: Partnerschaft und Berufsbiographien Alleinlebender, Hannover 1992.
- Mitterauer, Michael: Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit, in: Nave-Herz, Rosemarie/Markelka, Manfred (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1, Neuwied/Frankfurt am Main 1989, S. 179-194.
- Nave-Herz, Rosemarie: Kinderlose Ehen. Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit, Weinheim/München 1988.
- Nave-Herz, Rosemarie: Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: dies. (Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1988, S. 61-94.
- Schneider, Norbert F.: Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970-1992, Stuttgart 1994.
- Schneider, Norbert F./Hartmann, Kerstin/Eggen, Bernd/Fölker, Brigitte: Wie leben die Deutschen? Lebensformen, Familien- und Haushaltsstrukturen in Deutschland, Mainz/Stuttgart 2000.
- Schneider, Norbert F./Hartmann, Kerstin/Limmer, Ruth: Berufliche Mobilität und Lebensform, Stuttgart/Berlin/Köln 2002.



Laszlo A. Vaskovics

- Vaskovics, Laszlo A./Rupp, Marina: Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften, Opladen 1995.
- Vaskovics, Laszlo A./Rost, Harald/Rupp, Marina: Lebenslage nichtehelicher Kinder. Rechtstatsächliche Untersuchung zu Lebenslagen und Entwicklungsverläufen nichtehelicher Kinder im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz, Köln 1997.
- Vaskovics, Laszlo A./Rupp, Marina/Hofmann, Barbara: Lebensverläufe in der Moderne: Nichteheliche Lebensgemeinschaften, Eine soziologische Längsschnittstudie, Opladen 1997.
- Vaskovics, Laszlo A./Rost, Harald/Engel, Sabine/Mattstedt, Simone/Smolka, Adelheid: Älterwerden als Single, ifb-Forschungsbericht Nr. 4, Bamberg 2000.

ICH-AG und e-Community:
In welcher Gesellschaft leben wir?

The challenge of e-Inclusion.¹ Advantages and risks of a global medium

Caroline Y. Robertson-von Trotha

Politics have a lot to do with successful goal-oriented networking, with the use, systematisation and standardisation of information and with the communication of policy aims. Within the framework of open societies, politics aim at being inclusive. Politicians, especially at election time, have an interest in optimising the communication between all stakeholders – between politicians and the electorate, and between lobbyists and decision-makers. Communication is central to politics. So what could be a better place to open a conference on networking entities than the Parliament of Lower Austria.

Due to globalisation the questions of participation and world-wide exchange accentuate the need for consensus on the basics of human values and behaviour. Minimum standards on the basis of human rights are of paramount importance and have gained in urgency. Due to internet and its availability for the good and the bad, and due to the effects of Information and Communication Technologies (ICT) on the economy and on employment, the issue of e-Inclusion is perhaps the most important question to be addressed. Increasingly, it is regarded as a legitimate political goal and is expected to increase efficiency in many areas. The extraordinary Lisbon European Council of 23rd and 24th of March 2000 called for 'an information society for all'. At the international institutional level we have many protocols and contracts emphasising 'a one world approach'. The environment

1. Based on the opening address at the 11th EATA International Conference on Networking Entities 'NETTIES 2005'. 12th-15th October, Government Quarter St. Pölten, Austria.



Caroline Y. Robertson-von Trotha

and its use, social fairness and human rights are central themes and relate to sustainable development. At the same time we are confronted with serious conflicts, natural catastrophes and severe deprivation in many parts of the world. The socio-economic divide between Africa and other least developed countries has widened. We are experiencing the development of parallel societies in the midst of our European cities. The real world is characterised by many divides. So what do we mean when we refer to 'an information society for all'?

On the commercial and economic side, market mechanisms and productivity gains provide the main incentives. In several European countries we are experiencing serious cutbacks in public spending and performance and a corresponding shift from the collective welfare state to individual responsibility. Of course I don't have to tell you that the problem with money is nothing new. Here in Austria the poet Johann Nestroy already remarked in the 19th century: "the Phoenizia invented money. But why so little?" Both globalisation and the European process of integration have induced major transformation processes, in some societies more than in others. High levels of mobility are changing the socio-cultural fabric of societies making the ability to communicate in cross-cultural settings a highly important key skill. Generally speaking, the development of the information economy requires new skills and puts a growing emphasis on education, training and the management of human resources.

In all societies the experience that both illegitimate and illegal behaviour through individuals and organised cybercrime take full advantage of information and communication technologies has raised awareness for the necessity of safety architectures, policing within and legitimate exclusion from the net. In this respect, we only have to remember that terrorists are modern men! The utopia of the self-regulating democratic network society has suffered serious setbacks which also have consequences for ICT uptake.

The challenge of e-Inclusion

In the next three days we are going to be introduced to a broad scope of papers and discussions on networking entities, telematic applications and themes relating to e-Inclusion. In my address I shall attempt to link the themes of inclusion and exclusion to general societal change and difference. My main thesis is that policies of e-Inclusion will not be successful without giving considerable attention to pre-conditional socio-economic questions of integration, education and culture.

1. Definitions of e-Inclusion

The challenge of e-Inclusion is one which tends to have been underestimated, including its definition. The issue of definition is not just of academic interest: it puts a particular slant on research which in turn informs and influences policy.

Although often neglected, various definitions of e-Inclusion can be found. E-Inclusion in itself is a complex concept and therefore most definitions should be regarded as preliminary. The working definitions for example of e-Europe's Advisory Group in which e-Inclusion is defined as being "the degree to which individuals and communities are empowered and willing to participate in an information and knowledge-based society and economy" have initiated useful debate and comments from within the group itself:

Further, e-Inclusion refers to the degree to which information and communication technologies (ICTs) contribute to equalising and promoting participation in society at all levels.²

As the group makes clear, this definition focuses on effects rather than causes of inclusion making research on factors leading to exclusion necessary. Accordingly when referring to groups and

2. http://europa.eu.int/information_society/eeurope/2005/doc/all_about/kaplan_report_einclusion_final_version.pdf, S. 7.

societies without the possibility of taking full benefit of ICTs we speak of the *digital divide*. Again I quote the definition used by WG2 of e-Europe's Advisory Group 'e-Inclusion: Social Determinants of ICT Uptake':

The digital divide measures the gap between those who are empowered to substantially participate in an information and knowledge-based society and economy, and those who are not.³

The main purpose of the working group is to thus provide clear goals for policy to help prevent or overcome digital divide. Clearly, there is a normative, goal-oriented aspect involved, which implicitly refers to conditions of democratic societies. Many other countries pay for political reasons special attention to creating informational barriers and will certainly not support the goal of 'promoting participation in society at all levels'. The most prominent example is China, but there are many other examples. Again for other countries, there is no awareness for questions of accessibility.

Even if we confine our considerations to conditions within Europe, many experts regard definitions of e-Inclusion either as being too narrow, too rigid or as ignoring important aspects with relevance for policy. By including a broader reference to empowerment, involvement and participation, it becomes clear as Kaplan and Liberios have stated that physical access, access to specific services and affordability are not enough to reach e-Inclusion.⁴

It has also been criticised that definitions often mix the goals with the means. The present focus nevertheless usually addresses the three main aspects of *access*, *user skills* and *availability* of technology and technological infrastructure. At the policy level there

3. Ebd.

4. Ebd.

The challenge of e-Inclusion

is accordingly a lot of emphasis put on group-oriented difference such as age, physical ability and regional remoteness with regard to accessibility issues. It has however been suggested that the term e-Inclusion should be broadened to refer to other determining factors, which also may require attention at the policy level. One important point, which I think will be very obvious to experts and will be discussed at this conference was made by Boez Gelbord: how do new technical and service architectures, especially trust architectures created to enable e-Government, e-Health and other services reflect e-Inclusion?

2. Accessibility

Accessibility is a prerequisite of e-Inclusion and is appropriately receiving prominent attention in the present debate on e-Europe and 'An Information Society for All'. In all initiatives there is growing awareness for related questions. As Ima Placencia has recently pointed out accessibility problems concern at least 20% of the European population; due to the demographic shift this percentage is growing and therefore also represents a growing market; 63% of people with disabilities are 45 years or older.⁵ Non-accessibility means effectively exclusion and has implications for social fairness and the attainment of the Millennium goals both at the collective and at the individual level. At the collective macro-societal level degrees of accessibility influence the economy as a whole. Presently, as research shows, we are a long way from realising the declared aim of the Lisbon strategy (Lisbon Council 2000) to become the world's leading knowledge-based economy.

5. Porrero, Immaculada Placencia: e-Accessibility and e-Inclusion and usability; where policy meets research. http://europa.eu.int/information_society/europe/i2010/docs/i2010_ws_report_draft_final.pdf

3. Changing Society

To appreciate the importance of e-Inclusion it is necessary to look at societal change and the growing impact of e-Exclusion. As Manuel Castells⁶ has pointed out, the impact of the internet is less a question of the quantity of users, which is estimated to reach around one billion before the end of this year, and more a question of qualitative change. No area of social life is unaffected by the development of Information and Communication Technologies (ICTs) and the use of networks. The very existence of the internet is leading to new structures within and around the technological possibilities the net offers and is affecting core activities in economy, politics and society – worldwide.

Cultures and the social fabric of life are changing no less dramatically than with Heinrich Hertz's discovery of electric-magnetic waves. There is however a very substantial difference between the introduction of electricity and the spread and the use of the web: as we all well know, the speed of change is one of the major challenges of our time. Often speed and change are related to negative developments due to the inability to adapt social and economic systems within processes of broad transformation. And even more often, change results in asymmetrical development disadvantaging certain groups within society at certain times.

Let me first illustrate this point with an example from the Scottish Highlands, more precisely the Hebridean Islands.

Heinrich Hertz made his discovery in 1886 at the University, then Polytechnique of Karlsruhe. The island of Iona first got electricity seventy-seven years later in 1963. Only four years later in 1971 the computer technician Ray Tomlinson from Bolt, Beranek and Newman in Cambridge Massachusetts developed the pro-

6. Castells, Manuel: Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft, 2005, S. 11.

The challenge of e-Inclusion

grammes which were later to lead to e-mail. In Germany the first e-mail was received and sent by Werner Zorn, who can be regarded as internet pioneer at the University of Karlsruhe, on the 2nd of August 1984. The first IBM 5150 Personal Computer came onto the market in 1981 and the world wide web was established in 1995. As a measure of e-Inclusion all senior citizens of the Hebridean Islands in Argyll and Bute, including Iona, were given a laptop and internet connection by the regional authorities two years ago. The problems of remote regions and the awareness of digital divide, resulted this time in positive discrimination – a strategy which generally should more often be implemented in pilot projects and evaluated for costs and effects.

The many workshops and working groups, and the number of international conferences such as the International Conference on e-Government which took place in August in Copenhagen (EGOV05) or the e-Accessibility Conference which takes place later this month⁷ in London bare witness both to the high level of scientific work in this area and the high priority of European Commitment at Commission level for the future of e-Europe.

4. Digital opportunity and digital divide

The question of e-Inclusion is increasingly not one of choice. Again as Manuel Castells has pointed out, we live increasingly in the internet galaxy whether we like it or not: if you don't go to the net, it is going to come to you. Increasingly there will be many services only available through the net, or they will be only available at the local face-to-face level at higher cost. This also applies to consumer goods and commercial services. As individuals we are already making this experience when booking our flights to London, Mallorca or Vienna. So if as individuals we have no or increasingly little choice about being users or non-users, obvi-

7. In September 2005.



Caroline Y. Robertson-von Trotha

ously the topics of digital opportunity and digital divide are of central importance. E-Exclusion becomes very much more discriminatory in all future scenarios. In future, digital divide will correlate more closely with issues of social inequality. There is also the substantial risk that already existing social cleavages may be intensified.

So what are the barriers to accomplishing a substantial increase in net users? I think those can be found at many levels. Accordingly the solutions will be multidimensional. What is causing digital divide? We can name technological, infrastructural, political, educational, socio-economic, cultural, linguistic and psychological reasons for the uneven distribution of net-use; and at all levels we shall have to find answers! Also within international, interdisciplinary research we need to look more closely at the *patterns* of variables leading to exclusion. The barriers causing digital divide are themselves unevenly distributed.

Mental and psychological barriers and preconditioning socio-economic differences are at this stage of development perhaps the most difficult to overcome. Within the European context older groups of the population are more likely to use the net in the U.K. and the Scandinavian countries than in Germany or in France. Programmes of accessibility for disabled persons, especially those with disability of sight have raised the awareness for the responsibility of policy makers to ensure action at this level. There is not surprisingly more activity in countries which traditionally have extensive assistance programmes and legislative measures to accommodate everyday inclusion at the workplace, at home and in public places. Again there are significant differences of the level of activity across Europe.

What about the socially deprived, ethnic communities and minority groups? Are they going to be faced with a double exclusion? Do we do enough to target special groups? Another

The challenge of e-Inclusion

question is that of cultural barriers in the broader sense, where research data is not sufficiently available.

In the second part of my paper I shall concentrate on the digital divide and the gap. It is important to distinguish between different categories of gap within the digital divide. In some areas it will be easier for stakeholders to close the gap than in others. In some there is a real danger that the gap will not close, it will widen if we don't pay more attention to the mechanisms of exclusion.

5. The technological-infrastructure gap

Let me begin with the technological-infrastructure gap. As we know, and as the present policy efforts to increase the availability of broadband demonstrates, the regional distribution of hardware requirements discriminates the rural and less populated areas.

Due to the rapid development of satellite technologies and multi-platform strategies, including mobiles and digital television, this problem can most probably be solved from a technical point of view in a much shorter space of time than originally envisaged. The digital convergence of networks, services, media, tools and hardware together with nanotechnological development have changed the information society and – from this point of view – offer good opportunities to bridge the digital divide. Also there has been considerable advance in the development of integrated assistive devices and advanced interfaces, in many cases not only facilitating accessibility, but offering a high standard of communicative mobility for disabled persons and for persons with low digital literacy skills.

Coming from a research university with large and successful faculties for computer science, informatics and engineering I am fascinated by the rapidity of technological development and have great confidence that many developments will lead to a better

quality of life. There is however another side of the story. Due to the speed of innovation users see themselves confronted with always having to catch up; this may give our economies a boost but also has a high risk that users will drop out if design, as advocated in the 'design for all' policy doesn't keep pace. We know that a majority of regular users only take advantage of a fraction of the *potential* modern ICTs offer us. Efforts will thus have to concentrate on a combination of digital literacy, demand-informed design and more sophisticated IT skills of use.

According to several studies⁸ the internet is most often used for instrumental reasons which have to do with the workplace, family and everyday life of users. In 2001 e-mail accounted for 85% of Internet usage and that hasn't changed very much.⁹ Interestingly chat-rooms, news groups and internet conferences have lost in appeal. We therefore have to look more closely at the communication of needs between non-users, users and between content and service providers. This isn't just a question of questionnaires and market research. The process should begin within curricula development, training, and on-going education for engineers and computer scientists, who urgently require training in soft skills as part of their courses. Adequate communication between experts and non-experts is essential in order to foster an attractive user driven technology environment as for example recommended by the e-Learning Industry Group (eLIG).

6. The educational knowledge gap

One of the most obvious developments in modern societies is the specialisation of knowledge, which is now so advanced that it is more appropriate to speak of cultures of knowledge; each with

8. Castells, S. 131.

9. Howard, Philip N./Jones, Steve: Society Online. The Internet in Context. <http://faculty.washington.edu/pnhoward/publishing/articles/contents.pdf>

The challenge of e-Inclusion

their own languages, methods and methodologies. This development makes communication between experts and non-experts, between scientists and policy-makers difficult. Within the international context, communication becomes even more complex. In the information society we require special cultural communicative skills to be able to translate and mediate between the specialised cultures of knowledge. The concept of e-Skills, which mainly covers the categories of ICT-practitioner skills, ICT user skills and e-Business skills should in my view be broadened to include orientating knowledge including abilities of critical judgement. At the global regional level the knowledge gap between the least developed countries and the highly specialised knowledge societies is enormous.

An important digital opportunity lies in the better dissemination of information and knowledge, which takes us back to the problems of accessibility and digital literacy. Generally there is less awareness for the extent of global adult illiteracy in the traditional sense: The United Nations defines illiteracy as the inability to read and write a simple sentence in any language.

The latest OECD study on 16-65 year olds can illustrate the challenge of digital literacy and e-Inclusion that lies ahead. First the growing problem of illiteracy itself has to be tackled. According to the study 22% of the population in England and Wales is functionally illiterate compared to 25% in Ireland and 20% in France. If we include the European statistics of the percentage of adults whose level of document literacy is rated 'low' we find a European weighted average of 49.34%. These are the problems we have to deal with on the way to digital literacy as a precondition for the implementation of 'i2010 – a European Information Society for Growth and Employment'.¹⁰

10. Kommission der Europäischen Gemeinschaften KOM (2005) 229 endgültig SEC(2005) 717, S. 4.

7. The cultural gap

One of the recommendations of i2010 is the formation of an integrative European information society, so let me make just a few comments on the cultural gap within Europe. Hereby we should differentiate between the more functional issue of language and the more difficult questions of mentalities, ethnic and cultural socialisation and finally socio-demographic attributes.

There is obviously a correlation between language competence and online use. Due to the explosion of websites and domains, I won't risk giving a figure for today but according to one source (Inktomi) almost 87% of websites in the year 2000 were in English. It is therefore not surprising that within Europe the Scandinavian countries, where English is widely spoken, lead the league.¹¹ There also seems to be a relationship between the size of country, remoteness, language and online use. In Iceland 86% of the population are internet users. In the east European countries we can also observe a rapid increase in use in small countries, Estonia having reached 50%. This clearly shows the potentials for bridging the regional divide. But there again why were there only 10% of the Greek population among internet users in the same year?¹² This has of-course changed, but the interesting question remains: why are some societies much slower in the uptake of new technologies?

Using the developments of Human Language Technology research (HLT) – again my own university is involved – ICT offers enormous potential for helping to overcome linguistic barriers. As we all know only too well, language constitutes a real barrier to the european integration process. In combination with e-Learning, presence courses in the relevant countries, including cultural and aerial studies, ICT supported strategies of learning

11. http://mediaresearch.orf.at/c_international/c_nutzer.htm

12. IP/CM1: Internet 2002. International key facts, Köln 2002.

The challenge of e-Inclusion

can contribute not only to visions of the future e-Europe, but to European integration at the face-to-face level. At the cultural level, language is a prominent, and possibly the most important element of European heritage and identity. The dominance of the English language in the net is often negatively seen from this point of view and plays an important part in attitudes towards voluntary non-use in some, especially elderly, social groups. Perhaps other scenarios are possible. Maybe we shall see, if not a revival, then at least the stop of language loss of small languages. Let me illustrate this point with an example. At the weekend I was sent an e-mail from Edinburgh and was surprised, and, having not lived in Scotland for many years, I confess I was amused, to read the e-mail Confidentiality Notice not only in English but also in Gaelic. On a more serious note, regionalisation and the revival of cultures is a vital part of the globalisation process, often as a reaction to the threat of the loss of identity and the fear of cultural globalisation.

What about larger countries which have had a large supply of sites in their own language for many years? Why are willingness to use new technologies and inquisitiveness for the new and the unknown – both most important prerequisites for ICT uptake – very much higher in some countries than in others. This is a very basic question in times of rapid societal change – the question, so to speak behind the question – and doesn't only apply to e-Inclusion. Here we need to know more not just about the sociology of culture, but also about the psychology of culture and cultural change.

Another question is the demographic shift and its effects. It is a known fact, that, apart from mainstreaming aspects of equal opportunities, the working force in Europe will require to train and integrate all available human capital. This may be good news for many women but also sets the gender aspect of ICT use under a different light. It is not only a question of personal social e-Inclu-

sion, important as this is, but also a broader aspect of economic development. We may ask why women in some countries are much more likely to be ICT users than in others? Also, why is there still a great reluctance for young women to study computer science or learn IT skills.¹³ According to the Synthesis Report of the European eSkills Forum, in 2004 only 18% of IT practitioners in Europe are women. One example of positive action to change this situation is the introduction of computer science courses only for women at the University of Bremen.¹⁴

Why do we find significant differences within core European countries with high levels of development and educational standards with regard to female users? According to statistics published by the International Telecommunication Union for the year 2002 51% of users in the United States and in Canada are women, 49% in such varying countries as Hongkong/China, Thailand and Iceland followed by 48% in Australia and Sweden. At the other end of the scale we find China, Belgium, Switzerland and France with 39% female users, Italy and Germany with 37%, Malaysia with 36% and Indonesia with 35%. Most of the Latin-American countries range in the middle of the field as does the Czech Republic, Spain and Poland – many questions, but not many answers!

It is of course much more interesting to know what users do with the internet and even more important how user-skills and user-behaviour change. Recent studies of the German situation have for example shown that the percentage of female users has risen in 2004 to 46%. With ebay young German women and also housewives are boosting consumption rates, which are fine for e-

13. Between 1979 and 1999 the percentage of women users in Germany even sank from 20% to 17%.

14. Siehe hierzu: <http://www.informatik.uni-bremen.de/~oechteri/Texte/Studienreformen99.html>

The challenge of e-Inclusion

Commerce: next to the USA, Germany has the second highest share of online shoppers.¹⁵ Female users still, however, lag behind the male population with regard to hardware equipment and ICT skills. Obviously when discussing the cultural factors of e-Inclusion we must differentiate between non-use, basic and advanced digital literacy and more sophisticated levels of e-Competence. An appreciation of inclusion requires distinguishing more carefully between the varying qualities of internet use and the effects of digital learning.

8. The socio-economic gap

Generally, the higher the level of income and education the higher the share of users tends to be. This trend has shifted slightly, especially with younger groups. For reasons of time, I won't comment in detail on the socio-economic gap. It is important however to realise that socio-economic factors often correlate with ethnic background, levels of education and unemployment. Again, using Germany as an example, the level of unemployment is twice as high in the group of young school leavers with ethnic background as with their German peers. In other countries with significant multicultural populations we find a similar situation. With this in mind, digital literacy and e-Inclusion can lead in two directions: Tapping on the resources of digital opportunity combined with cross-cultural competence can result in new job opportunities. Digital literacy can however also lead to the further development of parallel societies. As a sociologist concerned with issues of integration, I feel that this is a major societal issue, where the risks of digital divide and the chances digital opportunity offers has to be given a high priority – both in research and in policy. It is necessary to understand the causes and effects of the digital divide in order to develop differentiated measures of

15.IP/CMI, 2002, S. 21.



Caroline Y. Robertson-von Trotha

action for targeted groups. As my previous remarks have shown, the composition of presently excluded social groups and the danger of continuing or widening digital divide may vary considerably from country to country. Presently there is no evidence that we are significantly lessening digital divide.

9. Concluding remarks

We live in challenging times in which founded research, innovative and creative ideas, active citizenship and solid policy making must come together to change this and to enable the high potentials of e-Inclusion to materialise. The development and use of ICTs have become a reality within the context of the greater challenge of globalisation and changing societies. ICT has changed society, is further changing society and ICT itself will be changed, hopefully as a tool toward the still utopian vision of an inclusive world society.

Let me conclude with a general remark. The e-Inclusion problematic is a very good example for the consequences of an inconceivable growth of knowledge. Today more people are involved in research than ever before. Every day we record more than 10.000 scientific publications. In Internet billions of pages are available. All this newly generated knowledge widens our possibilities of action to an incomprehensible dimension without, however, supplying the criteria to enable the choice of action. The dilemma of our times follows from the over-supply of information, knowledge and innovations. This situation reminds us of T.S. Elliot's complaint: "Where is the knowledge we have lost in information? Where is the wisdom we have lost in knowledge" (The Rock). Google and co are helping us with their search machines and increasingly intelligent strategies informational networking. The problem of criteria choice remains, rightly so, with us!

Complaints don't offer us solutions and the challenge of e-Inclu-

The challenge of e-Inclusion

sion will accompany us longer than we may wish. But as we have no possibility to escape from the dynamics of change. This process can only be successful in my opinion, with the help of the social sciences and the further accumulation, teaching and evaluation of social knowledge. If this is our will then it should be our goal. But as the English proverb tells us: the proof of the pudding is in the eating and I am not too sure if we always have the right ingredients and the best bakers to bake the fabulous European cake we are all hoping for.

Frauen im Internet

Sybille Brüggemann

Ich bin eine weibliche Person, die im öffentlichen Raum des Internets zu finden ist. Als solche wage ich nun eine Beschreibung der Standortbestimmung von Frauen im Zwiespalt zwischen öffentlichem und privatem Raum. Vorab möchte ich meinen Vorrednern dafür danken, dass sie konsequent in ihren Ausführungen keine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen gemacht haben und explizit nur Männer benannt haben. Diese Sichtweise gibt mir die subjektive Freiheit, mich in diesen Definitionen wiederzufinden oder sie für mich als irrelevant zu betrachten.

In der Betrachtung der Rolle der Frauen in den Internetwelten muss als Gedanken-Grundlage angenommen werden, dass die historisch festgelegten Rollenbilder in jeder Hinsicht unverändert angenommen werden und auch nicht verändert werden sollen. Ohne weitere Ausführung stelle ich damit die These auf, dass die soziale Gruppierung der InternetbenutzerInnen in keiner Weise emanzipatorische Ansprüche erhebt noch diesen Entwicklungen aktiv etwas beisteuern wird.

Zur Verdeutlichung der angesprochenen Rollenbilder seien die folgenden Punkte herausgegriffen:

Frauen wird zugewiesen

- die ersten Personen (Bildnerinnen) von Kommunikationsfähigkeit in Sprache und Verhalten zu sein
- lokalisierbarer (d.h. statischer oder familiärer) Fixpunkt in dem sich ständig wandelnden Leben der Öffentlichkeit zu sein
- Garantinnen einer sozialkompetent definierten Atmosphäre im öffentlichen Raum zu sein

Erwartet wird gleichzeitig

- die Teilnahme am öffentlichen Leben
- Übernahme von Machtpositionen im öffentlichen Leben
- Übernahme des aktuellen Wissenskanons
- Einordnung in den männlich geprägten Wertekontext unter Beibehaltung weiblich konnotierter Bilder

Auf der Folie dieser Verhaltenszuweisung sollen Frauen also den Spagat zwischen herkömmlichen Verhaltens- und Reaktionsweisen und Anpassung an die neuen Verhaltenswerte möglichst graziös leisten.

In einem seltenen historischen Glücksfall haben amerikanische Konstrukteure die Hauptplatine im PC das Motherboard (den Mutterrücken) genannt. Der Wert eines Motherboards bestimmt sich darüber, wie schnell es ist, wieviele aktive Treiber und Chips es aufnehmen kann und wie störungsfrei es den Datenfluss gewährleistet. So ähnlich lässt sich die traditionelle Rolle (die nicht-reflektiert weiterhin bestimmend ist) für Frauen im gesellschaftlichen Rollenspiel auch definieren. In der Technik ist der Terminus 'motherboard' eine sachliche Funktionsbeschreibung; im soziologischen Kontext ist es eine einseitige Zuweisung gesellschaftlicher Räume und Stellenwerte.¹

Solange Frauen dieses Bild – ungeachtet aller Gender-Diskussionen – befriedigen, ist auch kein Diskussionsbedarf über die Richtigkeit dieser Annahmen vonnöten. Dem steht ein weiblicher Lebenszusammenhang entgegen, der sich so glatt nicht in dieses Bild einfügen lässt.

1. Wie verräterisch genau die Sprache wirkt, zeigt sich im EDV-Umfeld verblüffend genau: Die technische Erschließung für den Funkverkehr und den Datenaustausch eines Landes wird als 'Penetration des Landes' bezeichnet. Männliche Stecker (mit Pins) und weibliche Stecker (mit Löchern) gehören unwiderrspochen völlig selbstverständlich in das technische Sprachrepertoire.

Frauen im Internet

Mit Rückgriff auf eine historische Situation in den 70er und 80er Jahren lässt sich mit einem sozialbiologischem Bild die Gefühlslage illustrieren.²

Lassen Sie mich als Zuweisung für das Gruppenverhalten den Männern das Wolfsrudel mit dem berühmten Alpha-Wolf und den ihm folgenden Beta-Wölfen benennen. Strenge Hierarchien und Rollenverteilungen prägen das Gruppenbild. Innerhalb dieser Gruppe sind die Männchen bemüht, die Alphaposition oder eine möglichst nahe A-Position zu erreichen, die Weibchen verteidigen die Aufzucht der Jungen. Kurz: es herrscht das reine Patriarchat. Einzelgänger und Abweichler können inner- und außerhalb der Gruppe existieren.

Den Frauen ordne ich die Hyänen zu. Strenge Gruppenregeln auch hier, aber keine Hierarchien, keine Alpha-Hyäne ist in Sicht – wer das versucht, hat es schwer in der Gruppe. Der Erfolg der Hyänen beruht auf ihren absoluten Zusammenhalt in der Aufzucht der Jungen wie auch im Jagen. Abweichungen und Sologänger/-innen werden nicht geduldet. Alleingänger/-innen sind eine leichte Beute für andere Jäger. Im Rudel dagegen sind sie kaum angreifbar. Kurz: es herrscht das reine Matriarchat.

Als die neue Frauenbewegung vor 20 Jahren als soziale Bewegung das forderten, was eine soziale Gruppe für ihre Identitätsbildung und -wahrung braucht, nämlich eine sichtbare Kultur ihrer Eigenheit, war für einige wenige Jahre das Tor für soziale Veränderungen im Geschlechter-Rollenspiel einen Spalt weit offen. Es dauerte keine Generationenspanne um diese Offenheit wieder zu schließen. Danach wurde auf jeden geschaffenen Freiert, ob Gesundheitszentrum, Buchladen, Cafe, Zentrum, Frauenraum ein Kesseltreiben veranstaltet, als sei ein jeder dieser Orte

2. Dieses Gedankenbild wurde inspiriert durch die Lektüre von Susan Griffin: *Frau und Natur*, Frankfurt 1987 sowie Sarah Blaffer Hrdy: *Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution*, Berlin 2000.

die Höhle der Gorgonen. Rudelweise auftretende Feministinnen wurden in die soziale Schimpfecke getrieben; einzeln auftretende Feministinnen erlebten dieselbe Reaktion leicht gemildert. Nur ein leichtes Aufbegehren und Referieren auf Frauenrechte bringt jede Frau noch heute in selbige Defensivposition. Heute ist diese Position aussichtsloser als zuvor, da sie eine reine Ohnmachtsposition ist,³ während sie damals eine real mögliche Gegenposition zur herrschenden Norm darstellte.

Zu Recht haben die Töchter dieser 80er Jahre Müttergeneration beschlossen, dass sie diese Disposition im sozialen Netz nicht weiterführen wollen. Sie wollen weder in diesem Rudeltreiben als vermeintliche Zerstörerinnen gesellschaftlicher Ordnungen untergehen, noch wollen sie den ideologischen Vorschriften und Einengungen der Frauenbewegung folgen. Sie gehen, sofern Ausbildung und Unterstützung es zulassen, den Karriereweg und den der aktiven Teilhabe an der männlichen Normwelt. Diesen Weg gehen sie weitgehend singular. Wie ihre Großmütter in den 50er/60er Jahren erleben sie dieses Leben als ein selbstbestimmtes und selbstgetragenes Leben. Das heißt, Erfolg wie Misserfolg erarbeiten sie scheinbar alleine.

Den Preis für diese Entscheidung bezahlen sie erst später. Kinderlosigkeit, wenn die Finanzsituation nicht flankierende Hilfsmaßnahmen zulässt wie Kindermädchen, Haushaltshilfe, Privatschulen mit Ganztagsangebot und Internaten. Den Karriereknick in irgendeiner Managementebene und die fast schon vorpro-

3. Das Bekenntnis, sympathisierende oder überzeugte Feministin zu sein, ist gleichbedeutend mit einem Karriereknick und im privaten Umfeld ein Verhör, wie männerfeindlich frau sei. Im Literaturmarkt z.B. gut nachzuvollziehen an der Lektüre der Waschzettel. Während es vor 20 Jahren noch eine Standortbestimmung war zu sagen, die Autorin vertritt feministische Positionen, deklarieren heutige Lebensläufe, dass die Autorin in keinem Fall eine bissige Feministin sei; hervorgehoben wird, dass sie Karrierefrau und Mutter von soundsovielen Kindern sei. Der Zusammenhang zwischen Mutterdasein und denkerischer Leistung scheint allgemein evident zu sein, nur mir nicht einsichtig.

Frauen im Internet

grammierte Scheidung ab 40. Und der Verlust herkömmlicher Fähigkeiten, der aktuell noch nicht als Defizit erscheint, wie z.B. eigenständiges bewusstes Kochen, Kindererziehung, Gesundheitsvorsorge oder Gruppenverhaltenskompetenz.

Diese Verluste scheinen mir schwerwiegender zu sein, weil langfristige irreversible gesellschaftliche Folgen abzusehen sind. Ein Leben auf hohem zivilisatorischem Niveau mag diese Fähigkeiten niedrig bewerten, weil sie sich in der Sicherheit wiegt, all das mit Fertigesessen, genügend Fachärzten/-innen und Psycholog/-innen abfedern respektive auffangen zu können. Außerdem lebt unsere Gesellschaft von dem Bewusstsein, dass es genügend Auffrischungs-Ressourcen aus der 'armen' Welt gibt, um diese Dienstleistungen zu gewährleisten.

Der Weg von einer produzierenden über eine reproduzierende Gesellschaft zu einer reflektierenden und dann nur noch steuernden Gesellschaft kann als Ziel nur noch die Selbstaufhebung haben, die begleitet von den Leuchtfeuern leiser, aber steter Implosionen ihren Weg ins Nichts geht.

Dieser Vision von 'splendid isolation' setzen zum Glück jugendliche Kräfte ihre Vision entgegen. Eine nivellierende Welt der alten Ordnungen und die neuen noch zu entstehenden Ordnungen sind als Ordnung noch nicht da. Unser historischer Standpunkt bewegt sich in Nanomillimetern zwischen diesen Zeiträumen.

Auflösungen alter Ordnungen sind selten wohltuend, sondern eher schmerzliche und verunsichernde Erfahrungen.

Für Frauen trifft dies im besonderen Maße zu, weil sie

- zu den Gruppen gehören, die in diesem Prozess am meisten zu verlieren haben und verlieren
- selbst wenn sie es perfekt lernen, sich als Hyäne in der Domäne der Wölfe zu bewegen, nicht zu siegreichen Wölfinnen werden (10 Frauen auf der Welt ausgenommen, die zu

ungeliebten A-Wölfinnen werden).

Sie bleiben in ihrer Existenz darauf angewiesen, dass ein Ehemann-Wolf sie und die Jungen ernährt und beschützt, dass ein Chef-Wolf sie protegirt oder schützt, dass die B-Wölfe sie nicht rausmobben, dass sie überhaupt als Wölfinnen anerkannt werden.

Diese Gesellschaft verlangt immer mehr die allumfassende Flexibilität ihrer Teilnehmer. Der Verlust von anhaltenden Beziehungen, familiärer Schutzräume, anhaltender Gesundheit und Leistungsfähigkeit werden dabei in Kauf genommen. All das aber ist für Frauen das absolute Muss um aktionsfähig zu sein.

Schon ein Topos ist die Klage von erfolgreichen Frauen, dass sie ihre schärfsten Gegenerinnen in Kolleginnen und keinen Rückhalt in der Frauenwelt hätten. Die Einsamkeit nimmt zu, je höher der Karrierepunkt angesiedelt ist. Als Wölfinnen verkleidete Hyänen scheinen ihr ureigenes Naturell, nämlich in der Kleingruppe ihren Rückhalt zu suchen oder, modern ausgedrückt, sich Netzwerke zu schaffen und diese zu pflegen, nicht durchhalten zu können. Psychologisch betrachtet ist diese Situation auch kein Wunder. Sie stehen in einer höchst prekären direkten Konkurrenzsituation, die eine gegenseitige Deckung nicht zulässt; sie jagen ja nicht gemeinsam ein Ziel, das sie sich dann teilen könnten.

Das Leben im WWW ist für Frauen keine neue Spielwiese der Identifikationen, der Interessens- und Gewinnbündelei. Sie partizipieren – wie so oft – bestenfalls. Die Ergebnisse statistischer Untersuchungen dürften nicht weit von meiner These entfernt liegen, wenn ich behaupte, dass zwar immer mehr Frauen sich im Internet tummeln und die Kommunikationssegnungen annehmen; aber gleichzeitig zu dem Medium ein bestenfalls praktisches Verhältnis haben. Es soll funktionieren, wenn sie es brauchen, nicht mehr Zeit für eine Arbeit in Anspruch nehmen als sonst auch und einfach zu bedienen sein. Ganz ähnlich wie das Auto. Die hohe

Frauen im Internet

Bedeutung, die Männer diesem Medium beimessen; sei es als neues rein männliches Identitätsfeld, als Berufsperspektive, als Karrieresprung oder als Lebensersatz mittels Spielen und Programmieren von Würmern, wird es für Frauen nicht haben. Der biologische Zeiger richtet sich nach dem vorhandenen Leben aus und springt nicht darauf an, technisches Leben zu erzeugen. Dennoch plädiere ich ausdrücklich dafür, dass Frauen dieses Medium für sich stärker nutzen sollten, als sie es tun.⁴

Zusammengefasst nenne ich folgende Punkte:

- Das Internet ist ein neuer sozialer (virtueller) Raum geworden, der nicht zu einem von der Gesellschaft losgelösten Raum männlicher Eigenwelten verkommen sollte.
- Das Internet stellt die einfachste und kostengünstigste Möglichkeit der weltweiten Vernetzung für Fraueninteressen dar.
- Nur ein Rudel 'Internethyänen' kann bewirken, dass es für sie interessante Informationen und Austauschplattformen gibt. Einzelne Hyänen bewirken gar nichts. Da die Kinderspielplätze als soziale Treffpunkte immer unattraktiver werden, sind gut gemachte, lebendige Internetseiten vielleicht doch eine der möglichen Alternativen.
- Lokale Orte und Gruppen sind immer leicht angreifbar und damit nicht sehr stark. Internetorte könnten ein unangreifbares FrauenNetz bilden. Flüchtig wie sie sind, bieten sie den besten Schutz, den Frauen sich erträumen können.
- Frauen, die Karriere machen wollen und sollen, kommen an einem Netzwerk via Internet nicht vorbei. Und dafür muss es gut ausgebildete Netzwerk-Administratorinnen und Webseitengestalterinnen geben.

4. Ich unterrichte seit 10 Jahren Office-Anwendungen quer durch alle sozialen Gruppierungen und Ausbildungssituationen. Aus dieser Erfahrung heraus stelle ich diese These auf.



Sybille Brüggemann

LAN-Partys den Männern und gemeinsame Ausflüge den Frauen, geplant und organisiert über das Internet; das ist nicht die schlechteste aller Welten. Um mit Stanislaw Lem zu sprechen: Wie gut, dass unter all diesem Müll noch Leben zu finden ist.

Kontrollierte Freiheit. Individualitätszumontungen in der vernetzten Weltgesellschaft

Rudolf Maresch

Die Beantwortung der Frage: 'In welcher Gesellschaft leben wir?', ist alles andere als einfach und leicht. Das zeigt bereits ein kleiner Streifzug durch diverse Beschreibungsversuche, die Soziologen in den letzten Jahrzehnten diesseits und jenseits des Atlantiks unternommen haben, um die Lebensverhältnisse, Arbeitsstrukturen und Kommunikationsbeziehungen der modernen Gesellschaft auf den Begriff zu bringen.

Immaterialität und Weltgesellschaft

Schon Ende der 1960er Jahre, als Studenten in Berkeley, Paris und Berlin das Humanum auf die Straße tragen und Philosophen (J. Derrida) wie Historiker (M. Foucault) ungerührt von dem Lärm, der vom Straßenkampf und Barrikadenbau in ihre Pariser Büros dringt, das baldige 'Ende des Menschen' verkünden, prägen Alain Touraine und Daniel Bell unabhängig voneinander den Begriff der 'nachindustriellen Gesellschaft'.¹ Im Prinzip besagt dieser Terminus nur, was die 'Magna Carta for the Knowledge Age' später in viel blumigeren Worten formulieren wird: dass nämlich die 'Kräfte des Geistes' über die 'rohe Macht der Dinge' siegen werden.² Nahezu zeitgleich schlägt Niklas Luhmann vor, die weltweite Vernetzung und wachsende Verdichtung von Marken,

1. Touraine, Alain: Die postindustrielle Gesellschaft, Frankfurt am Main 1972; Bell, Daniel: Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt am Main 1985.

2. Siehe: Cyberspace and the American Dream: Magna Carta for the Knowledge Age. <http://www.pff.org/isruess-pubs/futurinsights/fi1.2magnacarta.html> (22.8.1994)

Medien und Kapital, die wir gemeinhin als 'Globalisierung' bezeichnen, im Begriff der 'Weltgesellschaft' zusammenzufassen.³ Danach habe die spezifisch westliche Form der funktionalen Differenzierung, die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in autonome Teilsysteme wie Wirtschaft, Politik und Kunst, Weltmaßstab erreicht. Im Prinzip gäbe es (mit Ausnahme Nordkoreas, des Iraks und des Irans) auf dem Globus keine abgeschotteten Räume, Märkte und Horizonte mehr, weder regionale Wirtschaften und Politik noch regionale Rechtssprechung und Wissensproduktion, vielmehr seien diese Kommunikationen in globale Kontexte eingebettet. Keine Region oder Nation könnte fortan ignorieren, dass es woanders auf der Welt politische, juristische oder wissenschaftliche Kommunikationen gäbe. Die Grenzen zwischen sozialen Organisationen (Staaten, Nationen, Firmen, Parteien oder NGOs) verliefen nicht mehr ethnisch, national oder staatlich, sondern fließend, entlang sozialer Anschlusskommunikation, die Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Recht nach Maßgabe leistungsspezifischer Codes (Macht, Geld, Wahrheit ...) verarbeiten.

Blieb das, was sich früher im Sudan, in Bhutan oder auf Lombok zutrug, der Bruch eines Staudamms oder der Ausbruch einer Hungersnot oder Krankheitsepidemie beispielsweise, für den Rest der Welt folgenlos, weil die Grenzen oraler Stammesgesellschaften mit den Grenzen ihres Siedlungsgebietes zusammenfielen, verhält sich dies mittlerweile völlig anders. Der Grund dafür liege in der weltweiten Vernetzung der Kommunikation, an Übertragungsmedien wie Funk, TV und Internet, die unmittelbar danach und in Echtzeit von dort berichten. So kann der Ausbruch eines Grippevirus in einer südchinesischen Straßenküche (Sars), der Fund von Massenvernichtungswaffen im Iran oder ein verheerendes Selbstmordbombing in einer europäischen Metropole binnen Sekundenfrist ein mittleres politisches, wirtschaftliches oder medi-

3. Luhmann, Niklas: Die Weltgesellschaft, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 57 (1971), S. 1-35.

Kontrollierte Freiheit

ales Erdbeben auslösen, das Aktien und ihre Kurse an den Weltbörsen ins Bodenlose stürzen lässt und nationale Sicherheitsräte sowie das Militär sofort in Alarmzustand versetzt.

Neu daran ist, dass diese Weltgesellschaft nirgends mehr ein organisierendes Zentrum, eine Spitze oder einen Feldherrenhügel besitzt, von der aus sie gelenkt, gesteuert oder beobachtet werden könnte. Die globale Gesellschaft muss laut Luhmann ohne Zentralagentur, Steuerungszentrale oder Superbeobachter auskommen, auch wenn sich die USA nach Ende des Kalten Krieges binnen einer Dekade zur 'alleinigen Supermacht' gemausert haben, die versucht, ein Out of Control, im Greater Middle East, im 'Eurasischen Balkan', im Nordosten Asiens oder anderswo, durch politische Erpressung und Einschüchterung, Ad-hoc-Koalitionen und militärische Präemptiv Strikes zu verhindern und dem Bösen auf diese Weise ein Ende zu setzen.⁴

Luhmann zufolge verhindere aber die 'Gleichzeitigkeit aller Operationen und Ereignisse', dass weder die Politik oder die Wirtschaft noch die Wissenschaft oder die Religion die Weltgesellschaft steuern können, eine Einsicht, die sowohl von linken Globalisierungsanalytikern wie Michael Hardt und Antonio Negri als auch vom ehemaligen Clinton Berater Joseph S. Nye vertreten wird.⁵ Gewiss sind Organisationen und Personen in der Lage, Einfluss auf andere Organisationen und Personen zu nehmen. Doch lassen sich die Folgen dieser Einflussnahmen nicht mehr kausal kontrollieren. Auch die forschesten Unilateralisten und Autokraten müssen erfahren, dass Peace-Keeping, Nation-Building und Demokratisierung nur im Einvernehmen der Staaten und nicht im Gegeneinander zu erreichen sind. Am asymmetrischen Krieg im Irak oder auch Otto Schilys gescheitertem Versuch, das gesamte BKA von Wiesbaden und Bonn nach

4. Frum, David/Perle, Richard: An End to Evil. How to Win the War on Terror, New York 2003.

5. Vgl. Michael Hardt/Antonio Negri: Empire, Frankfurt 2001 sowie Joseph S. Nye.: Das Paradox der amerikanischen Macht, München 2003.

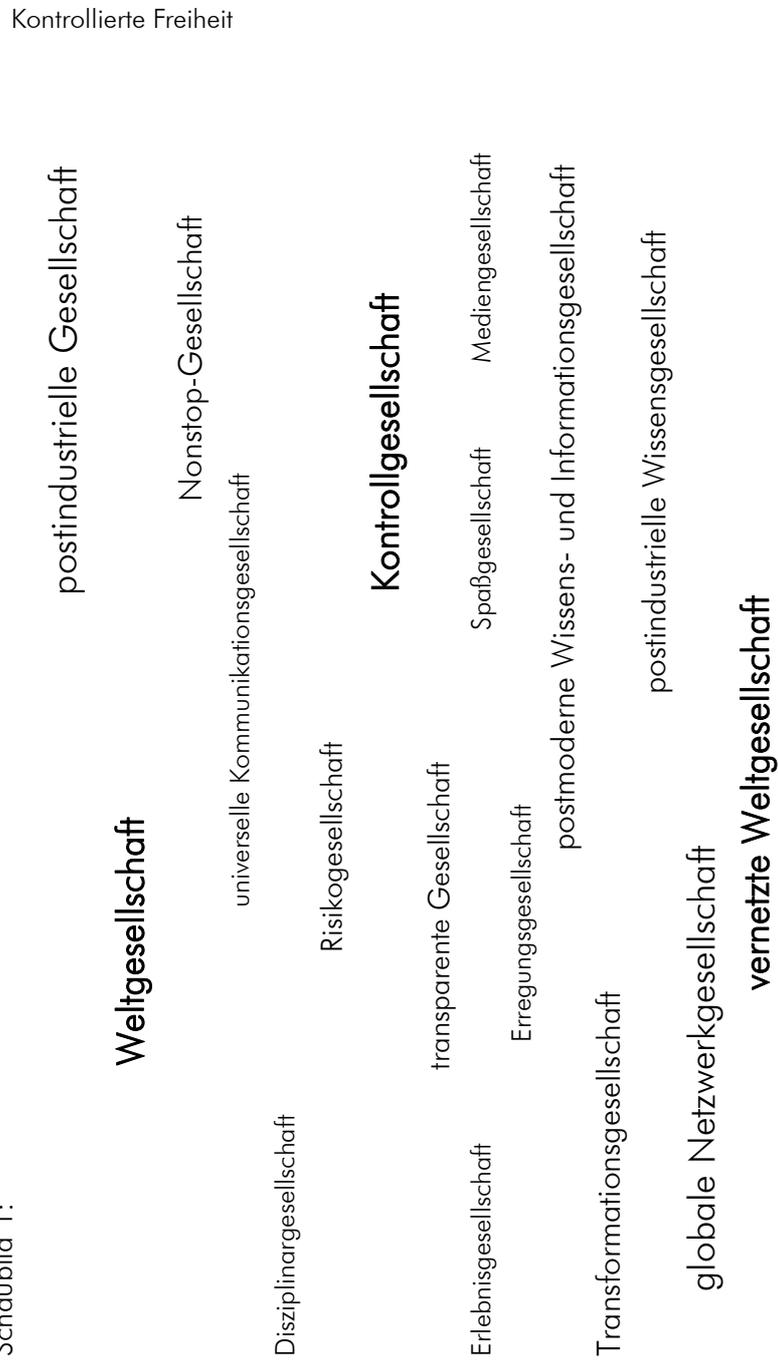
Berlin zu verlegen, wird deutlich, dass allenfalls von 'Möglichkeitsfeldern' gesprochen werden kann, von Formen der Anleitung und Führung, die bestimmte Verhaltensweisen fördern und andere eher unwahrscheinlicher machen.

Weitere Gesellschaftstypologien

Unterdessen sind weitere Bindestrich-Typologien hinzugekommen (siehe Schautafel 1), die sich mitunter ergänzen, aber auch häufig widersprechen und Gegenentwürfe bilden. Je nach Forschungsparadigma, Anschauung, Perspektive und Geschmack des jeweiligen Beobachters greifen sie einen bestimmten Teilaspekt der modernen Gesellschaft heraus, den sie zum Ganzen oder zur Sache selbst aufspreizen.

Da ist zum einen das an Kants universale Gelehrtenrepublik unmittelbar anschließende a priori einer 'universellen Kommunikationsgesellschaft' (Jürgen Habermas) in der sich abermals Wille und Vorstellung eines sich selbst transparenten Ichs äußert, zwischenstaatliche Konflikte, Dissonanzen und sozial-kulturelle Anerkennungskämpfe friedlich-schiedlich im gemeinschaftlichen Konsens beizulegen. Mit der Defense Planning Guidance von Paul Wolfowitz von 1992, dem Beginn des weltweiten War on Terror und der National Security Strategy von 2002, die Präsident Bush im Irak-Krieg zum ersten Mal gegen die Stimmen und den Willen des UN-Sicherheitsrates praktiziert hat, ist die Verwirklichung dieses weltgesellschaftlichen Traums eines weltpolitischen Systems, das aus gleichrangigen und gleichwertigen Staaten und Nationen besteht, in weite Ferne gerückt.

Schaubild 1:



Da ist zum anderen das Modell der 'Disziplinar- und Kontrollgesellschaft' (Michel Foucault) die Macht, Herrschaft und Gefolgschaft nicht mehr auf äußere oder sichtbare Repressionen gründet, sondern sie längst in raffinierten Medientechnologien verortet, in Smart Cards, Biometrics oder RFID-Chips, die Gewohnheiten, Neigungen und Vorlieben der Bürger ausspähen, Kundenkarteien, Versicherungsdaten oder Nutzerprofile anlegen und den Zugang zu prekären Orten oder Lokalitäten regeln oder (zum anderen) in Sozialpraktiken, die auf informelle Verfahren des Lernens und der Einsicht, der Zustimmung und des Einverständnisses setzen.

Nach dem Schock von Tschernobyl und der Entdeckung des Nachhaltigkeitsprinzips sowie der Einführung des Privatfernsehens und der Pluralisierung der Mediensysteme haben weitere Kollektivsingulare wie 'Erlebnisgesellschaft' (Gerhard Schulze), 'Spaß- und Erregungsgesellschaft' (Peter Sloterdijk) oder 'Risikogesellschaft' (Ulrich Beck) den ohnehin reichlich gefüllten Pool an gesellschaftlicher Typenbildung nochmals erweitert. Hier mischen sich sehr oft diverse Beobachtungen: getürkte Botschaften mit seriösen Daten (siehe Irak-Feldzug), Spindoctoring mit Blairischer Ökologie, humanitäre Interventionen mit Krisenreaktionskräften, die Frieden und Freiheit am Hindukusch, am Horn von Afrika oder im Zweistromland verteidigen oder zur Befreiung und Demokratisierung in Schurkenstaaten entsenden. Sind die Halbwerts- oder Verfallszeiten dieser Typologien auch um etliches geringer als die der oben genannten, so führte deren Erfindung immerhin dazu, dass ihre Sinnstifter Lehrstühle erobert haben und zu Shootingstars der hiesigen Feuilletons avanciert sind. Seitdem geben sie in loser Folge Auskunft über den Stand des 'Kosmopolitismus', die 'Antiquiertheit der Geisteswissenschaften' oder die 'Regeln des Menschenparks'. Spätestens mit dem Siegeszug und der verstärkten Nutzung von Digitalrechnern, Programmen und Netzwerktechnologien in Betrieben, Büros und

Kontrollierte Freiheit

Haushalten macht das Schlagwort von der 'postmodernen Wissens- oder Informationsgesellschaft' die Runde. Sie verdankt ihre Entstehung vor allem einer historisch bislang einmaligen Verschlankung, Automatisierung und Optimierung von Produktionsvorgängen und Wertschöpfungsketten, von Vertriebskanälen und Verwaltungsabläufen, wodurch sich nicht nur traditionelle Geschäftsmodelle, Arbeitsverhältnisse und Kommunikationsbeziehungen zwischen Firmen, Verbänden und Personen von Grund auf verändern, sondern auch Mitarbeitern, Geschäftspartnern und Kunden ein Höchstmaß an Flexibilität, Mobilität und Non-stop-Engagement für den Betrieb, die Firma oder die Behörde abverlangt, das sie zu lebenslangem Um- und Neulernen zwingt, zur Schnelligkeit privater Beziehungen ebenso wie zur Kurzfristigkeit in der sozialen Lebensplanung oder rationalen Abschätzung von Lebensrisiken. Hinzu kommt, dass die Erzeugung, der Handel und der proprietäre Besitz an Daten, Patenten und Programmen, aber auch die Jagd nach Talenten, Fähigkeiten und Kompetenzen ('Humankapital'), die in der Lage sind, solches Wissen zu erzeugen, zu verteilen und zu kommunizieren, zu den wichtigsten Trägern des sozialen Fortschritts im 21. Jahrhundert gehören. Denn ökonomische Potenz, politische Macht und kulturelle Bedeutung, Hard Power und Soft Power eines Staates, einer Firma oder eines Vereins werden künftig fundamental von der Gewinnung, Speicherung und Verarbeitung von Information und Wissen abhängen.⁶

Nach Mauerfall, Sturz des Kommunismus und überstürztem Go East von EU und Nato, wird sie noch flankiert von der 'Transformationsgesellschaft', die den schwierigen Umstellungsprozess

6. Nye, Joseph S./Owens, William A.: America's Information Edge, in: Foreign Affairs, 2/1996, S. 20: 'The one country that can best lead information revolution will be more powerful than any other.' Wer diese Nation sein wird, darüber lassen sie keinen Zweifel aufkommen: "For the foreseeable future that country is the United States."

von staatssozialistischer Bürokratie auf riskante Unternehmensentscheidungen in den Blick nimmt, den beispielsweise die GUS-Staaten gegenwärtig durchmachen. Zugleich wird damit aber auch der Tatsache Rechnung zu tragen versucht, dass im weltweiten Ringen um Investitionen, Köpfe und Kapital, den die wohlhabenden Staaten des Westens jetzt mit den aufholenden Staaten des Ostens teilen, Sozialsysteme geschliffen, Ansprüche des Einzelnen an den Staat gesenkt und Vorsorge und Eigenleistung für Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Alter größer werden. Seit der Öffnung von Märkten, Räumen und Horizonten hat nämlich ein Austauschprozess zwischen den Systemen eingesetzt, der nach Art kommunizierender Röhren verläuft und an dessen möglichem Ende eine regionale Angleichung von Ost und West, Arm und Reich, Staatsbürokratismus und freiem Unternehmertum zu erwarten ist, nach unten wie nach oben.⁷

Deutschland, an der Nahtstelle dieses Austausches geopolitisch und geographisch positioniert, trifft dieses weltweite Ringen um niedrige Steuersätze, billige Arbeitskräfte und höhere Produktivitätsraten besonders hart. Einst im Schatten von Pershing-Raketen und Posthistoire zu allgemeinem Wohlstand und sozialer Rundumversorgung gekommen, muss das Land jetzt die politischen Folgen einer wirtschaftlich verfehlten, desaströs vollzogenen und auf ganzer Linie gescheiterten Wiedervereinigung verkraften, während parallel dazu die rheinische Variante des Kapitalismus unter der Feuerkraft und den Cash-Flows des räuberischen Turbokapitalismus zu stöhnen und zu ächzen beginnen. Die Agenda 2010, die die rotgrüne Regierung gegen alle Widerstände in ihren Organisationen auf den Weg gebracht hat, läutet den Anfang einer sozialen Abwärtsspirale nur ein. Sie wird vor allem die Mittelschichten dieses Landes treffen, Facharbeiter, mittlere Beamte und Angestellte. Von Sozialrentnern und Alten, Obdachlosen und der exponentiell steigenden Zahl von Jugendlichen ganz

7. Baecker, Dirk: Poker im Osten, Berlin 1998.

Kontrollierte Freiheit

zu schweigen, die Trash-TV geschädigt oder wegen zerrütteter Familienverhältnisse bildungsunfähig und unbeschulbar sind. Obzwar diese Spirale erst ihre erste Umdrehung hinter sich hat, ist das Wehgeschrei, das von Lobbyisten, Standesvertretern oder den Massenmedien angestimmt oder an den Quatschabenden bei Frau Christiansen oder Maybrit Illner allwöchentlich inszeniert wird, jetzt schon riesengroß. Durch die EU-Osterweiterung, den Zustrom billiger Arbeitskräfte und die Verlagerung ganzer Arbeits- und Produktionsmodule in Steuerparadiese oder Billiglohnländer, wird sie aber erst richtig Fahrt aufnehmen.

Austreibung des Menschen

Mittlerweile scheinen sich Soziologen und andere Beobachter auf 'Mischformen' verständigt zu haben. Sprechen die einen von 'postindustrieller Wissensgesellschaft', bevorzugen die anderen lieber die Rede von der 'globalen Netzwerkgesellschaft' oder 'vernetzten Weltgesellschaft'. Trotz unterschiedlicher Zurechnung und Verortung der sozialen Evolution, auf Wissen/Macht-Komplexe (M. Foucault), auf autonom operierende Leistungssysteme (N. Luhmann) oder mediale Aufschreibesysteme (F. Kittler) haben alle diese Modelle doch zwei Merkmale gemeinsam: Alle diese Termini und Beschreibungsversuche haben ihren Ursprung in der Kybernetik (siehe Schaubild 2). Sowohl für Machtanalytiker als auch für Systemsoziologen oder Medienwissenschaftler bildet sie den epistemologischen Ort, von dem aus die schöne neue Welt beobachtet und analysiert werden kann.⁸

8. Dazu: Rudolf Maresch/Niels Werber: Vorwort, in: dies. (Hrsg.): Kommunikation, Medien, Macht, Frankfurt am Main 1999, S. 7-18.

Schaubild 2:

Kybernetik

Selbstorganisation Individuum intelligente Technologien
Rückkopplung

Kybernetik, die Kunst der Steuerung und Lenkung komplexer Ereignisse und Prozesse, bezieht sich dabei auf ein systemisches Wissen, das auf der Logik von Selbstorganisation, Vernetzung und Rückkopplung beruht und in aller Regel zu spezifischen Subjektivierungsformen führt. Noch während des zweiten Weltkrieges hatte Norbert Wiener auf den Zusammenhang von Information, Kommunikation und Kontrolle hingewiesen. In 'Cybernetics, or Control and Communication in the Animal and the Machine' von 1948 ging es um Rückkopplungsschleifen in unterschiedlichen Systemen, aufgrund deren eine Selbststeuerung bis hin zum Lernen über Feedback-Schleifen theoretisch begründet wurde. Wiener machte darin deutlich, dass die Arbeits-, Verhaltens- und Bewegungsweisen von organischen und anorganischen Maschinen völlig parallel verlaufen und mithilfe von Differentialgleichungen und Kalkülen, von statistischen Häufigkeitstabellen und anderen algorithmischen Verfahren berechnet und vorausgesagt werden können.⁹

Mit ihrem Aufstieg zur neuen Leitwissenschaft geht eine Verschiebung des Taylorismus und Fordismus, die einen zentralistischen Top-Down Umgang mit Bürgern, Kunden, Mitarbeitern und Un-

9. Vgl. die Studie von Stefan Rieger: Kybernetische Anthropologie. Eine Geschichte der Virtualität, Frankfurt am Main 2003 sowie Rudolf Maresch: Anthropologie und Kybernetik, oder: Der Mensch kehrt zurück, in: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/med/16685/1.html> (8.2.2000) und Rudolf Maresch: Kommunikation ohne Menschen, in: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/7410/1.html> (21.4.2001).

Kontrollierte Freiheit

tertanen pflegen, zu Prozessen symbolischer Kontrolle und Bottom-up Verfahren einher. Statt der exakten Messung von Zeiteinheiten, der minutiösen Zerlegung von Arbeitsschritten und Bewegungsabläufen im Produktionsprozess rücken komplexe, nicht-lineare Prozesse in den Mittelpunkt, um der Kontingenz, Offenheit und Vernetzung von Maschinen, Medien und Menschen Rechnung zu tragen und sie zu schlagkräftigen Verbänden und variablen Systemen zu verknüpfen. Lernen bzw. die Lernfähigkeit von Individuen und Organisationen, von Personen und Regierungen, Unternehmen und Verwaltungen avancieren dabei zum zentralen Modus und Inhalt gesteuerter Entwicklung, wobei Lernen nur eine Form der Rückkopplung darstellt, die aber, um zur Information logisch höheren Typs zu werden und eine Optimierung der Leistung zu erreichen, den verstärkten Einsatz so genannter Soft Skills oder 'intellektueller Technologie' wie Zielorientierung, Projektarbeit und Teamwork verlangt.

Es ist kein Zufall, dass Selbststeuerung, die im Begriff der Steuerung, Regelung oder Lenkung mitschwingt, mit der pädagogischen Formel der 'Selbsttätigkeit' kompatibel ist. Und es ist auch kein Zufall, dass Klosterschwester-Pädagogik (Montessori) und Freiarbeit, die Autonomisierung von Schulen und Universitäten auch gegen den jahrelang erklärten Willen der Kultusbehörden in überbürokratisierte Klassenzimmer und Seminarräume Einzug gehalten haben und Kultusministerkonferenzen sich von Monitoring und Bildungsstandards, von Vergleichstests und Evaluation, von Präemption und Kundenorientierung die Lösung aller PISA-Probleme erwarten.

Die Selbstentwicklung oder 'innere Führung' der Subjekte, inzwischen gern und liebevoll mit Empowerment umschrieben, stellt längst einen zentralen Topos der Erziehungs- und Bildungstheorie dar. Sie spielt in lernenden Unternehmen eine ebenso tragende und wichtige Rolle wie in staatlichen Bildungseinrichtungen und Sozialfürsorgestationen. Im Prinzip der 'Selbstermächtigung'

verdichtet sich die systemische Logik der Selbstorganisation auf wunderbare Weise und führt zu einer besonderen Art regulierter Freiheit oder kontrollierter Autonomie. Nicht umsonst ist seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Expansion pädagogischer Praktiken in die unterschiedlichsten Bereiche der Gesellschaft zu beobachten, die mit dem Stichwort der 'Psychologisierung' und 'Pädagogisierung' des Alltags und der Lebenswelt wirkungsvoll umschrieben wird und eine Ausweitung des Schul- oder Arbeitstages (Ganztagsschulen, Betreuung, Schulurlaub, Frühförderung, Samstagsunterricht) auf den Nachmittag, auf die Wochenenden und Feiertage zum Ziel hat.¹⁰

In postheroischen Unternehmenskulturen mit ihren schlanken Unternehmen, flachen Hierarchien und kurzen Wegen zum Projektleiter sind diese Ziele bereits realisiert. Längst sind Begriffe wie 'lebendige Subjektivität'¹¹ und der kompetente Mitarbeiter der Dotcom-Kultur in die Old Economy eingewandert und 'Zielvereinbarungen' an die Stelle starrer Arbeitszeiten und Arbeitsverträge getreten. Sie haben sich den 'neuen Geist des Kapitalismus'¹² zueigen gemacht, der den mobilen und flexiblen Charakter fordert, auf Kreativität und Eigeninitiative der Akteure setzt und sich aus den Parolen 'Teamarbeit', 'Kompetenz' und 'Innovation' zusammensetzt. In diesen projektbasierten Organisationen genießen vor allem jene Personen hohe Wertigkeit, die in der Lage sind, sich ständig mit großer Flexibilität und unter hohem persönlichem Engagement auf neue Projekte einzulassen. Gefragt sind neben Netzwerkkompetenzen, sicherem Umgang mit Informati-

10. Vgl. Rudolf Maresch: Schufte und verzichte – für das deutsche Vaterland, in: Telepolis, <http://www.heise.de/tp/deutsch/kolumnen/mar/16212/1.html> (1.12.2003).

11. Schöneberger, Klaus/Springer, Stefanie (Hrsg.): Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt, Frankfurt/New York 2003.

12. Chiapello, Eve/Boltanski, Luc: Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003.

Kontrollierte Freiheit

onsquellen und kommunikativen Fähigkeiten auch ein hohes Maß an Autonomie sowie die Bereitschaft, andere an einem Projekt beteiligte Mitarbeiter zu motivieren. Weitgehend wurzellos, mobil und vielfältig einsetzbar, muss dieser Mitarbeiter in der Lage sein, ständig neue Beziehungen zu knüpfen und zu etablieren.¹³ Alle diese Typologien zeigen, dass der Mensch, als Autor, Urheber und Held, der Geschichte macht und die Welt mit seinen Taten nach seinem Ebenbilde formt, abgedankt hat. Nicht nur aus der Gesellschaft, auch aus Wirtschaft, Politik und Kunst ist er vertrieben, auch für die Dynamik und Entwicklung von Medien, Technologien und ihren Programmen spielt er keine Rolle mehr. Für deren Selbstlauf und Selbsterhalt, für ihr Funktionieren und die soziale Evolution ist der Mensch als Macher unerheblich geworden. Höchstens als soziale Adresse, als Kunde, Wähler oder User, im Gerundivum als Risikofaktor, zu Motivierender, Normalisierender oder zu Kontrollierender oder auch als Ausschlichtungsobjekt und Träger wertvoller Organe kommt er noch in Betracht.

Während Gesellschaft sich durch Kommunikationen reproduziert, Unternehmen, Staaten und Parteien sich an Umfragen, Marktanalysen und Programmcodes orientieren, läuft im Medienverbund längst das absolute Wissen als Endlosschleife. Die Aufregung, die darum in Teilen der Gesellschaft entstanden ist, beruht jedoch auf einem groben Missverständnis. Weder Systemsoziologen noch Hardwarewissenschaftler wollen den Menschen abgeschafft wissen. Ihnen geht es eher um eine strikte Trennung von Beobachtungsebenen, von Technik, Kommunikation und Wahrnehmung oder von Maschine, Programm und Körper, mithin darum, dem Menschen einen angenehmeren Ort in der modernen Gesellschaft zu sichern. Wie jedoch dieser Platz, der den

13. Zu welchen Korrosionen des Charakters das führen kann (Burn-out-Syndrom), schildert Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1997.

Menschen von Erwartungen, Forderungen und Zumutungen entlastet und freispricht, die ihm Aufklärung und Humanismus einst zugewiesen haben, zu bewerten ist, ist allerdings heftig umstritten. Bezeichnet Luhmann den Freiraum, den die funktional differenzierte Gesellschaft dem Menschen lässt, als 'Individualitäts-zumutung',¹⁴ deutet der Neoliberalismus diese Lücke im System in 'Eigenvorsorge' und 'Selbstverantwortung' um, während Michel Foucault in 'Selbstführung', 'Selbstregierung' und 'Selbstmanagement' Chancen für das Individuum erkennt, sich mithilfe bestimmter Selbsttechniken mehr um sich als um die Welt kümmern zu können.¹⁵

Die gut verpasste Emanzipation

Allein die Vielzahl und Werthaltigkeit der verwendeten Begriffe beweist, dass Kritik und Selbstkritik zum integralen Bestandteil gesellschaftlicher Modernisierung geworden ist. Sie, die Abweichung von der Norm propagieren, werden dadurch selbst zur Norm.¹⁶ Konzepte wie Aktivierung und Empowerment, Partizipation und Flexibilität, deren Wurzeln auf die Kämpfe sozialer Emanzipationsbewegungen zurückweisen, haben sich in institutionelle Anforderungen und normative Erwartungen verwandelt. Subversion und Dissidenz sind inzwischen zur Produktivkraft geworden.¹⁷

Es scheint, als müssten die Menschen nicht mehr diszipliniert werden, sondern würden sich durch die ihnen auferlegten institutionellen Arrangements hindurch selbst realisieren; als müssten sie nicht angeleitet werden, sondern würden sich selbst mobilisieren.

14. Luhmann, Niklas: Individuum, Individualität, Individualismus, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Band 3, Frankfurt 1993, S. 249-258.

15. Foucault, Michel: Hermeneutik des Selbst, Frankfurt am Main 2004.

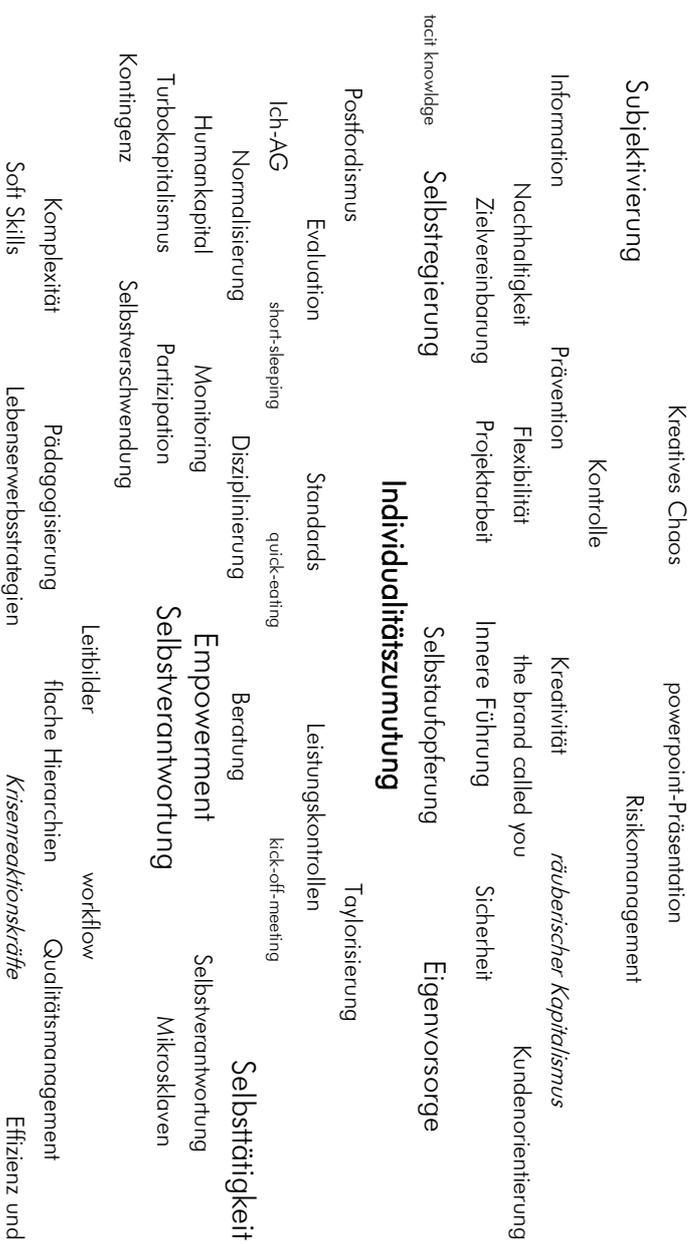
16. Vgl. dazu Ulrich Bröckling: Einleitung, in: Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas: Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004.

17. Osten, Marion von (Hrsg.): Norm der Abweichung, Wien/New York 2003.

Kontrollierte Freiheit

Zugleich verweisen Konzepte wie 'Lebenslanges Lernen', Prävention oder auch die allgegenwärtigen Evaluationen darauf, dass Beobachtung, Überwachung und Kontrolle allgegenwärtig und Selbstoptimierung unabschließbar geworden ist. Welche Individualitätszumutungen diese intellektuellen Technologien dem Einzelnen abverlangen, welchen Ambivalenzen und paradoxen Anforderungen sie ihn aussetzen, welche Zwänge und Sanktionen sie ihm auferlegen, aber auch welche 'Freiheitsspielräume' sie ihm schließlich eröffnen, haben in den letzten Jahren diverse soziologische Studien und Analysen zu ergründen versucht (einen begrifflichen Einblick in diesen 'neuen Diskurs' des 'Selbstmanagements' bietet Schaubild 3).

Schaubild 3:



Kontrollierte Freiheit

Sie reichen vom Freelancer, der Ich-AG und dem Lonesome Eagle, der sein eigenes Leben als Marke, Unternehmen oder Manager seiner selbst begreift und sich wie einst in sozialen Initiativen selbstausbeutet, selbstverschwendet (G. Bataille) oder für die Sache just in time selbstaufopfert, über den Loser, der heimatverbunden, verwurzelt und unbeweglich zu Hause auf staatliche Garantien und Fürsorgeleistungen wartet, bis hin zum intelligenten Verweigerer, der nach außen Interesse, Motivation und Aktivität heuchelt, sich aber längst in die innere Emigration verabschiedet hat. Diesen zuletzt genannten Typus, der nicht zufällig an Nietzsches 'letzten Menschen' erinnert, eher an die Zunahme des Nichts an Willen als an den Willen zum Nichts, möchte ich zum Schluss noch kurz vorstellen.

Ich würde lieber nicht

Den Prototyp dieses unscheinbaren Totalverweigerers, Müßiggangsters und Zeitgauners, der sich heimlich mehr an Paul Lafargues 'Recht auf Faulheit' als am gewerkschaftlich geforderten 'Recht auf Arbeit' orientiert, hat vor über hundert Jahren Herman Melville im Schreiber 'Bartelby' vorgestellt.¹⁸ In der Geschichte, die in der New Yorker Geschäftswelt um die Mitte des 19. Jahrhunderts spielt, wird ein seltsamer, etwas rätselhafter Mann in einer Kanzlei als Kopist eingestellt. Während Bartelby, so der Name dieses Mannes, zunächst durch große Zurückhaltung und Schweigsamkeit auffällt, geht er mehr und mehr dazu über, die Ausführung bestimmter Tätigkeiten mit dem Satz: 'I would not prefer to' (Ich würde lieber nicht) abzulehnen. Diese Formel verwendet der Kanzlei-Angestellte meist dann, wenn ihm fremde oder unliebsame Aufgaben übertragen werden. Bald sagt er nur noch diesen Satz. Er weigert sich zwar nicht, bestimmte Tätigkeiten auszuführen, er sagt aber auch nicht ja und treibt damit seinen philanthropen Chef schließlich zur Verzweiflung.

18. Vgl. Hermann Melville: Der Schreiber Bartelby, Stuttgart 1984.

Mit dieser Kunstfigur des 'Durchschnittsmenschen', der in täglicher Routine und im Alltagstrott erstarrt, weil er keine Aussicht auf Veränderung spürt, haben wir eine listige Gegenfigur zu den 'Arbeitstieren' der New Economy, die rund um die Uhr wie Tatort-Kommissare nonstop oder standby-Bereitschaft signalisieren und mit ihrer aktiven Teilnahme, Kreativität und positiven Einstellung alle anderen mitreißen.¹⁹ In seiner gespielten Interessiertheit irritiert und verstört er alle auf Mobilität und Flexibilität geeichten Mitarbeiter und Aufsteiger im Büro. Desinteressiert wie er ist, bringt er sich nirgends ein, noch engagiert er sich, sondern tut gerade so viel, um nicht entlassen zu werden.

Gleicht der Kanzleischreiber auch eher dem verbeamteten Angestellten als dem selbstdisziplinierten, an Zielvereinbarung orientierten Mitarbeiter, so scheint mir diese Figur für das Überleben in der modernen Gesellschaft brandaktuell zu sein. So wie Bartelby Einstellung und Lebensstil zur kritischen Waffe umformt, unterlaufen Mikro-Sklaven, Angestellte und Beamte mit nicht-rationalem Handeln oder simplem Nichtstun die Tendenz zu Präsenzzeiten, Mehrarbeit und Lohndumping.

Nimmt man Umfragen der Wirtschaft ernst, so ist die Anzahl dieser Männer und Frauen ohne Eigenschaften im Zunehmen begriffen. Wie die sprichwörtliche Made im Speck machen sie in Unternehmen oder Behörden Dienst nach Vorschrift. Sie vermeiden es durch unbedachte Äußerungen, Stellungnahmen oder Kommentare unangenehm aufzufallen. Entweder halten sie den Kopf unten und geben keine Widerworte, oder sie stimmen mit der Mehrheit und verrichten ihre Arbeit dem äußeren Anschein nach zufriedenstellend. Statt ständig die Zielvorgaben und Planzeiten des Projektleiters zu unterbieten, denken sie nur an *femme fatales*, an *Workout-Partys* oder *'Sex in the City'*. Eifer entwickeln

19. Diesen 24-7 Typus zu literarischem Ruhm gebracht hat Kathrin Röggla: *Wir schlafen nicht*, Frankfurt am Main 2004. Inzwischen haben die Interviews, die dem Roman zugrunde lagen, auch als Theaterstück für Furore gesorgt.

Kontrollierte Freiheit

sie nur, wenn der Chef im Großraumbüro auftaucht oder sie den Atem des Chefs im Genick spüren. Ansonsten träumen sie wie einst der Siebenschläfer Pietzke in Janoschs Buch 'Traumstunde' immer nur vom Fliegen oder Schlafen.

Die Autorinnen und Autoren

Natascha Adamowsky

studierte an der Hochschule der Künste in Berlin Allgemeine Kommunikations- und Medienwissenschaften, Kunst- und Kulturwissenschaften sowie Texttheorie und Textanalyse. Ende 2002 erhielt sie die Professur "Kulturwissenschaft mit dem Schwerpunkt der Spieltheorie und Medienkultur" an der HU Berlin.

Publikationen u.a.:

- "Die Vernunft ist mir noch nicht begegnet". Zum konstitutiven Verhältnis von Spiel und Erkenntnis, Bielefeld 2005.
- Was ist ein Computerspiel? Frankfurt am Main 2001.
- Spielfiguren in virtuellen Welten, Frankfurt am Main 2000.

Sybille Brüggemann

arbeitete 15 Jahre als Buchhändlerin, bevor sie sich entschloss, Soziologie zu studieren. Danach ließ sie sich zur EDV-Trainerin umschulen und gibt heute EDV-Kurse in einem Stuttgarter Unternehmen. Sie ist Leiterin des von ihr 1996 gegründeten Frauenbuchladens in Stuttgart und Mentorin für Frauen in Führungspositionen.

Mo Edoga

studierte Medizin in Heidelberg, war im Bereich Neurowissenschaft und Neurochirurgie in Johannesburg tätig und wechselte schließlich zur Kunst. Durch die Teilnahme an der documenta IX 1992 erlangte er mit seinen philosophisch geprägten Werken internationales Ansehen. Mo Edoga wurde zum Professor der Universität Kassel berufen und lehrt derzeit am Art Institute of Chicago.



Johann Günther

ist Geschäftsführer der Fachhochschule St. Pölten in Österreich. Er ist zudem Präsident der European Association of Telematics Application (EATA). Dr. Günther wurde mehrfach für seine Forschungsaktivitäten ausgezeichnet, darunter 1995 mit dem österreichischen Exportförderungs-Anerkennungspreis für seine Aktivitäten in Osteuropa.

Publikationen u.a.:

- Der vernetzte Egoist. Telekommunikation und Computer verändern den Menschen, Innsbruck u.a. 2004.
- zusammen mit Paul Stefan: Marketing – Kommunikationstechnologien verändern die Gesellschaft, Krems 2004.
- Die neue Mobilität der Gesellschaft, Innsbruck u.a. 2002.

Ronald Hitzler

ist seit 1997 Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Dortmund. Er leitet verschiedene sozialwissenschaftliche Projekte, darunter jugendszene.com. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf den Methoden der explorativ-interpretativen Sozialforschung, der Allgemeinen und Verstehenden Soziologie und der Modernisierung als Handlungsproblem.

Publikationen u.a.:

- zusammen mit Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Gegenwärtige Zukünfte. Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose, Wiesbaden 2005.
- zusammen mit Thomas Bucher und Arne Niederbacher (Hrsg.): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute, 2. Aufl., Wiesbaden 2005.
- zusammen mit Jo Reichertz (Hrsg.): Irritierte Ordnung. Die gesellschaftliche Verarbeitung von Terror, Konstanz 2003.

Die Autorinnen und Autoren

Stefan Hradil

ist seit 1991 Professor für Soziologie an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz. Seit 2001 ist er Vorstandsvorsitzender der Schader-Stiftung 'Sozialwissenschaften und Praxis'. Seine Forschungsschwerpunkte sind u.a. Sozialstrukturanalyse, Soziale Ungleichheit, Soziale Milieus und Lebensstile sowie Singles.

Publikationen u.a.:

- Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich, Wiesbaden 2004.
- Soziale Ungleichheit in Deutschland, 8. Aufl., Stuttgart 2001.
- Die 'Single-Gesellschaft', München 1995.

Eva Marion Kleber

baute nach ihrem Examen als Krankenschwester die Dorfgemeinschaft Lautenbach auf, in der behinderte Jugendliche ein neues Zuhause finden können. Nach mehreren Fortbildungen im Bereich der Familientherapie und zur psychologischen Beraterin war sie 1999 gemeinsam mit ihrem Mann Mitbegründerin der Akademie für Sozial- und Familienkultur in Vaihingen an der Enz, deren Leiterin sie heute ist.

Rudolf Maresch

ist freier Autor und Kritiker. Er schreibt Kolumnen u.a. für die Frankfurter Rundschau und die Süddeutsche Zeitung. Im Rahmen seiner publizistischen Tätigkeit interviewt er Intellektuelle, die nicht immer innerhalb der philosophischen Fach-Zunft stehen, dennoch aber großen Einfluss auf die kulturelle Entwicklung der Gesellschaft haben, wie z.B. Elfriede Jelinek und Peter Weibel.

Publikationen u.a.:

- zusammen mit Florian Rötzer (Hrsg.): Renaissance der Utopie. Zukunftsfiguren des 21. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2004.



- zusammen mit Niels Werber (Hrsg.): Raum – Wissen – Macht, Frankfurt am Main 2002.
- zusammen mit Florian Rötzer (Hrsg.): Cyberhypes, Frankfurt am Main 2001.

Caroline Y. Robertson-von Trotha

ist Gründungsmitglied und Direktorin des Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale der Universität Karlsruhe (TH). Sie ist u.a. Mitglied des Wissenschaftsforums 'Migration und Integration in Baden-Württemberg' und Mitglied des Beirats der Carl-von-Linde-Akademie der TU München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u.a. Kulturwandel und Globalisierung, Integration und transdisziplinärer Kompetenzerwerb.

Publikationen u.a.:

- Integration in Europa. Soziale, ökonomische und kulturelle Aspekte, in: dies. (Hrsg.): Europa in der Welt – die Welt in Europa, Baden-Baden 2006, S. 97-115.
- (Hrsg.): Mobilität in der globalisierten Welt, Karlsruhe 2005.
- United Cultural Forces, in: edition two. corporate responsibility magazine, allianz group, 2003, S. 108-111.

Bernhard Schäfers

ist kollegialer Leiter des Instituts für Soziologie, Medien- und Kulturwissenschaft an der Universität Karlsruhe (TH). Außerdem ist er Zweitmitglied der Fakultät für Architektur, assoziiertes Mitglied des ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale sowie der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Prof. Dr. Schäfers' Forschungsschwerpunkte sind die Allgemeine Soziologie und Geschichte der Soziologie, Sozialstrukturen moderner Gesellschaften, die Familien-, Jugend-, Stadt- und Techniksoziologie sowie der Vergleich europäischer Sozialstrukturen.

Die Autorinnen und Autoren

Publikationen u.a.:

- mit Justin Stagl (Hrsg.), unter Mitarbeit von Maibritt Hutzel: Kultur und Religion, Institutionen und Charisma im Zivilisationsprozess. Festschrift für Wolfgang Lipp, Konstanz 2005.
- Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen, Opladen 2003.
- (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 8. aktualisierte Auflage, Opladen 2003.

Frank Schulz-Nieswandt

ist seit 1998 Professor für Sozialpolitik in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. In Köln ist er zudem Direktor des Seminars für Sozialpolitik und Direktor des Seminars für Genossenschaftswesen sowie zurzeit Prodekan der WiSo-Fakultät. Prof. Dr. Schulz-Nieswandt ist außerdem Vorsitzender der "Gesellschaft für Sozialen Fortschritt".

Publikationen u.a.:

- Sozialpolitik und Alter. Grundriss Gerontologie, Bd. 5., Stuttgart 2006.
- Geschlechterverhältnisse, die Rechte der Kinder und Familienpolitik in der Erwerbsarbeitsgesellschaft, Münster 2004.
- Herrschaft und Genossenschaft, Berlin 2003.

Laszlo A. Vaskovics

ist Mitglied der Hungarian Academy of Science und Dozent für Wirtschaftswissenschaften und öffentliche Verwaltung an der Universität Budapest; von 1976 bis 2001 leitete er den Fachbereich Soziologie I an der Universität Bamberg. Er war Direktor des Staatsinstituts für Familienforschung (ifb) an der Universität Bamberg und ist unter anderem Herausgeber der 'Zeitschrift für Familienforschung' und Mitherausgeber von 'Review of the Sociology of the Hungarian Society Association'.



Publikationen u.a.:

- (Hrsg.): Work-Life-Balance. Neue Aufgaben für eine zukunftsorientierte Personalpolitik, Bamberg 2004.
- zusammen mit Tanja Mühling: Wertschätzung der Aufgaben und Leistungen von Familien und Bewertung familienpolitischer Maßnahmen, Bamberg 2003.
- Älterwerden als Single, Bamberg 2000.

Peter Weibel

ist seit 1999 Vorstand des Zentrums für Kunst und Medientechnologie | ZKM in Karlsruhe. Er studierte Literatur, Film, Mathematik, Philosophie und Medizin in Wien und Paris. Von 1982-85 war er Professor für Fotografie an der Gesamthochschule Kassel, von 1984-89 Associate Professor for Video and Digital Arts in Buffalo, N.Y., von 1989-94 Direktor des Instituts für Neue Medien an der Städelschule in Frankfurt/M. und ist seit 1984 Professor für visuelle Mediengestaltung an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Nach seiner Tätigkeit als künstlerischer Berater der Ars Electronica in Linz wurde er 1992-95 deren Leiter. 1993-99 war er künstlerischer Leiter der Neuen Galerie am Landesmuseum Joanneum in Graz und im gleichen Zeitraum Österreich-Kommisär auf der Biennale von Venedig.

Publikationen u.a.:

- zusammen mit Bruno Latour (Hrsg.): Iconoclash, Cambridge/Mass. 2002.
- zusammen mit Jeffrey Shaw (Hrsg.): Future cinema, Cambridge/Mass. 2003.
- zusammen mit Bruno Latour (Hrsg.): Making Things Public. Atmospheres of Democracy, Cambridge/Mass. 2005.



**ZAK | Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale**
Centre for Cultural and General Studies

Wir surfen in real-time durch das Cyberspace, laden Informationen von jedem Ort dieser Welt und nutzen internationale Datenströme – wir sind Teil einer vernetzten Weltgesellschaft. Das Internet hat mit seinen unbegrenzten Kommunikationsstrukturen eine herausragende Rolle eingenommen. Im Prozess der Globalisierung ermöglicht diese Vernetzung nicht nur den von Ort und Zeit unabhängigen Zugang zu Informationen, sie zieht auch eine gesellschaftliche Veränderung mit bisher unüberschaubarem Ausmaß nach sich. Wie wird sich unsere Gesellschaft durch diese neuen Kommunikationstrukturen wandeln? Wird „Der vernetzte Egoist“ – so auch der Titel der 8. Karlsruher Gespräche, die dieser Band dokumentiert – der kollektiven Verantwortung und dem Gemeinschaftssinn ein schnelles Ende bereiten? Oder bietet Vernetzung auch zukunftsweisende Chancen für die Entwicklung von Zivilgesellschaften, Demokratien, Toleranz und Frieden?

ISSN 1860-4250

ISBN 3-86644-019-7

www.uvka.de